PZ 31
.D4
v. 3
Copy 1
FT MEADE
GenColl

Deutsche Evangelische
Jugend-Bibliothek.

Drittes Bändchen.

LIBRARY OF CONGRESS.
PZ 31
Chap. ..... Copyright No. D4
Shelf v.3
UNITED STATES OF AMERICA.

JUN 26 1886

1653

Deutsche-Evangelische

Jugend-Bibliothek.

Herausgegeben

von der

Deutschen Evangelischen Synode von Nord-Amerika.

Drittes Bändchen.

LIBRARY OF CONGRESS,
COPYRIGHT
JUL 20 1886
16573
CITY OF WASHINGTON

Zu beziehen durch

R. Wobus, P., St. Charles, Mo.

1655

PZ31
.I4
v.3

Entered, according to act of Congress, in the year 1885,
By REV. R. WOBUS,
In trust for the German Evangelical Synod of North America,
in the office of the Librarian of Congress
at Washington, D. C.

Aug. Wiebusch & Son Printing Co., St. Louis, Mo.

Inhalt.

Seite

Die Gepreßten 5

Das Galgenholz 55

Konrad Hellmuth 68

Das Steinthor 90

Die Gepreßten.

„Holla, was giebt's?" rief ein junger, stämmiger Bursche vom Lande, als ihm in einer Nebenstraße der englischen Hafenstadt Portsmouth einige Matrosen begneten, welche einen jungen, hochaufgeschossenen Menschen in ihrer Mitte hatten und gewaltsam fortschleppten. Mehrere Vorübergehende blieben beim Anblick dieser Szene stehen; einige lachten, andere schüttelten den Kopf; einen hörte man sagen: „Wann werden doch endlich diese Preßgänge aufhören, diese Handlungen brutaler Gewalt, die eine Schande für unser freies England sind!" Aber keiner machte Miene, einzuschreiten und dem jungen Manne, der beständig um Hilfe schrie, zu helfen. Anders jener stramme Bursche vom Lande. „Was giebt's hier?" rief er noch einmal in lautem, zornigem Tone. „Danach hast du nicht zu fragen; geh' deiner Wege!" antwortete barsch einer der Seeleute. „So?" erwiderte jener; „ich sage Euch, laßt den Burschen gehen!" Bei diesen Worten trat er vor die Gruppe und suchte sie am Weitergehen zu hindern. In demselben Augenblicke aber packte ihn eine nervige Faust. „Jetzt kommst du auch mit!" hieß es; „einen Burschen, wie du bist, können wir gerade brauchen! Fort mit dir auf Seiner Majestät Kriegsbrigg Thetis; da wird man dir das weitere sagen!"

Während die wettergebräunten, kräftigen Teerjacken, vergnügt über ihren guten Fang, mit ihren Gepreßten dem Hafen zueilen, haben wir Zeit, uns mit den beiden jungen Leuten etwas näher bekannt zu machen. Der zuerst Ergriffene, John Brisbane, war etwa achtzehn Jahre alt und der Sohn achtbarer Pächtersleute in der Umgegend von Portsmouth. Schon früh hatte er seinen braven Eltern viel Kummer und Herzeleid bereitet. Sie hatten ihn auf eine Schule in Portsmouth gethan, um ihn etwas Ordentliches lernen zu lassen; aber sein Hang zum Müssiggang, sein Umgang mit schlechten Kameraden, die ihn zu allem Bösen anleiteten, und endlich einige Diebereien, welche er an seinen Mitschülern verübte, hatten seine Entfernung von der Schule zur Folge. Ein Versuch auf einer anderen Schule lief nicht besser ab. Sein Vater schickte ihn nun auf die Dorfschule und beschäftigte ihn nebenher mit Arbeiten auf dem Felde. Allein der Sohn zog es vor, müssig zu gehen, sobald der Vater den Rücken gewendet hatte. Als er das erforderliche Alter erreicht hatte, gab ihn der Vater zu einem Tischler in die Lehre. Sein tüchtiger Meister gab sich viele Mühe mit ihm, mußte ihn aber doch nach Verlauf eines Jahres als völlig unbrauchbar und unverbesserlich entlassen. Nun kam er zu einem Hufschmied. Diesem entlief er und trieb sich müssig in der Stadt umher; seinen notdürftigsten Unterhalt verdiente er sich durch gelegentliche Hilfsleistungen am Hafen. Es dauerte nicht lange, so trat er mit einer Gaunerbande in Verbindung, deren etliche bereits in den Händen der Gerechtigkeit gewesen und bestraft worden waren.

In einer der Winkelschenken, die John Brisbane

zu besuchen pflegte, hatte er eben mit dem Wirte Händel angefangen, weil dieser ihm ein Geldstück, das sich als falsch erwies, nicht abnehmen wollte. Jene oben genannten Matrosen waren auch gerade anwesend. Sie hatten von ihrem Kapitän den Auftrag, ein oder zwei junge Leute für sein Schiff zu „pressen", d. h. sie aufzugreifen und ohne weiteres auf das Kriegsschiff zu liefern, wo sie Matrosendienste verrichten sollten, sie mochten wollen oder nicht. Selbstverständlich wählte man solche Leute nicht unter denen, die einem ordentlichen Berufe nachgingen und deren Festnahme leicht zu Unannehmlichkeiten führen konnte, sondern unter den Müssiggängern in den Wirtshäusern, von denen man annehmen durfte, daß sich niemand um sie weiter bekümmern werde. Noch war der junge Mensch mit dem Wirte im Streit begriffen, da trat der Anführer der Matrosen hinzu und sprach in entschiedenem Tone: „Bursche, du gehst mit uns aufs Kriegsschiff; da wird man dich lehren, falsches Geld ausgeben und Händel anfangen." Brisbane erschrak und wollte hinauseilen; aber die Matrosen vertraten ihm den Weg, packten ihn und schleppten den Widerstrebenden auf die Straße dem Hafen zu.

Der andere junge Mann, welcher sich zum Befreier des Gepreßten hatte aufwerfen wollen, hieß Alfred Parker. Er zählte etwa neunzehn Jahre und war der einzige Sohn einer Tagelöhnerswitwe in der Nähe von Portsmouth. Sein Vater war gestorben, als er kaum zwei Jahre alt war. Seine Mutter war eine überaus thätige und, was mehr war, eine gottesfürchtige Frau. Sie erzog ihre beiden Kinder, Alfred und dessen jüngere Schwester Marie, in der Furcht Gottes. Auch hielt sie dieselben schon früh zur

Arbeit und Thätigkeit an, versäumte dabei aber keine Gelegenheit, sie etwas lernen zu lassen. So hatte sich Alfred für einen Dorfknaben ziemlich gute Kenntnisse erworben: er las geläufig, schrieb, wenn auch nicht schön, so doch regelmäßig und deutlich und rechnete, was im gewöhnlichen Leben vorkommt, mit einiger Fertigkeit. Bei besserem Unterricht hätte er etwas Tüchtigeres leisten können; denn er besaß nicht unbedeutende natürliche Anlagen. Im Alter von sechszehn Jahren trat er bei dem Pächter des Gutes als Tagelöhner ein. Weil er ein kräftiger und dabei fleißiger Junge war, empfing er den vollen Lohn eines Erwachsenen und lieferte denselben regelmäßig an seine Mutter ab, um sie damit zu unterstützen. Unter der sorgsamen Erziehung seiner Mutter hatte er die Grundsätze, nach denen sie handelte, sich zu eigen zu machen gesucht. Einer derselben war der, sich der Unterdrückten nach Kräften anzunehmen. Die Mutter freilich, ehe sie die Partei solcher nahm und fürbittend oder auf andere Weise für sie eintrat, pflegte sich vorher genau zu erkundigen, ob es auch wirklich Unterdrückung war, die sie litten, oder nicht etwa eine selbstverschuldete Not, oder gar Strafe für pflichtwidriges Benehmen. Der Sohn aber dachte, als er den Notschrei des von den Matrosen Gepreßten vernahm, nur an die Gewalt, die jenem offenbar geschah, nicht an die Möglichkeit, daß er sein Schicksal verdiene, noch weniger an das Wort, das er auch oft genug von der Mutter gehört hatte: „Was deines Amtes nicht ist, da lasse deinen Fürwitz.“ — Als er nun so unberufen den Kampf mit den Matrosen aufnahm, hatte er für seinen Brotherrn eben in der Stadt eine Botschaft ausgerichtet und war auf dem Heimwege begriffen. Aber

die Gedanken und Wege Gottes sind anders, als die der Menschen. Seine Mutter und seine Schwester sollte er erst nach Jahren wiedersehen. Zunächst sollte er in ferne Länder, die er jetzt kaum dem Namen nach kannte.

Unterdessen sind die Matrosen mit ihrer Beute auf der Kriegsbrigg Thetis angelangt. Nachdem der Kapitän die Neuangekommenen gesehen, gebot er, sie gut zu bewachen, damit sie nicht einen Fluchtversuch machten. Am nächsten Morgen hieß er beide, einen nach dem andern, vor sich kommen, um sie über ihr bisheriges Leben auszufragen und näher kennen zu lernen. John Brisbane, der zuerst erschien, wollte ihm gar nicht recht gefallen. Denn er verwickelte sich in seinem Bericht über seine Vergangenheit in solche offenbare Widersprüche, daß der Kapitän vermuten mußte, er gehe nicht mit der Wahrheit um. Als derselbe ihn dem Bootsmann übergab mit dem Auftrage, ihn in seine Zucht und Pflege zu nehmen, flüsterte er ihm zu: „Ich fürchte, Swainscote, Ihr habt ein Unkraut an Bord gebracht, mit dem Ihr nicht viel Ehre einlegen werdet. Habt ein scharfes Auge auf den Burschen und haltet ihn streng!“ Brisbane, der etliche dieser Worte verstanden hatte, warf dem Kapitän einen giftigen Blick zu.

Hierauf wurde Alfred Parker vor den Kapitän geführt. Über sein bisheriges Thun und Treiben befragt, antwortete er nicht direkt, sondern sprach kühn von der ihm widerfahrenen Gewalt und äußerte die Hoffnung, daß man ihn ohne weiteres wieder entlassen werde. Der Kapitän ließ ihn ruhig ausreden. Dann sprach er: „Brav, mein Junge, daß du Gewalt und Unrecht nicht leiden kannst; hättest du nur selbst nach deinen Grundsätzen gehandelt.

Was dir als ein Unrecht, als eine Gewaltthat erschien, ist ein altes Herkommen, das nach und nach zu einem Rechte geworden ist und durch welches wir Kapitäne die Mannschaften auf den Kriegsschiffen Seiner Majestät immer vollzählig erhalten. Du hast also Seiner Majestät Seeleute in Ausübung ihres gesetzmäßigen Berufes und Auftrages angegriffen und gewaltsam daran zu hindern gesucht. Dadurch hast du dich eines großen Unrechts, ja einer Verletzung unserer Landesgesetze schuldig gemacht. Laß dich's aber nicht zu sehr betrüben, mein Junge, zu uns an Bord gekommen zu sein," setzte er freundlich hinzu. „Denn irre ich mich nicht, so hast du Anlagen zu einem tüchtigen Seemanne, und in Seiner Majestät Dienst stehen dir alle Stellen offen bis zu der höchsten eines Admirals, wenn du dich auszeichnest; doch nicht jeder bringt es so weit. — Sage mir," fuhr er ernster fort, „wer ist denn der junge Mensch, dessen du dich so warm annahmst? Ist wohl ein besonderer Freund von dir?" „Nein," entgegnete der Jüngling, „ich sah ihn gestern zum erstenmal in meinem Leben und kenne ihn nicht." „Und doch kämpftest du so tapfer für ihn, weil du ihn unterdrückt glaubtest? Freut mich, daß du den Burschen nicht kennst; desto besser für dich!" — Und nun mußte Parker seine bisherigen Lebensschicksale erzählen. Er berichtete einfach und wahrheitsgemäß. Zum Schluß beklagte er seine arme Mutter, deren Stütze er habe werden wollen. „Sie wird dich jetzt noch nicht so sehr vermissen," antwortete der Kapitän teilnehmend, „und bis sie alt und schwach wird, bist du hoffentlich so weit, sie von deinem Lohn unterstützen zu können, wenn ich mich anders in dir nicht täusche. Einstweilen werde du nur mit Leib und Seele Seemann und suche

deinem neuen Stande Ehre zu machen; fürs andere laß Gott sorgen. Deine Mutter soll noch heute erfahren, daß du gut aufgehoben bist. — Hier, Swainscote, nehmt den jungen Mann und macht etwas Tüchtiges aus ihm. Ich hoffe, er wird Eurer Erziehung Ehre machen." — „Aus dem kann etwas werden, er hat das Zeug dazu," flüsterte er ihm beim Abgehen ins Ohr. Nehmt ihn wohl in acht."

Obgleich dieser ganze Vorgang Alfred Parker gewaltsam angegriffen hatte, so wurde er doch bald ruhiger. Er suchte die rechte Ruhe und Ergebung da, wo sie allein zu finden ist, im Gebete zu seinem Gott; denn er war von seiner Mutter schon frühe gelehrt worden, alle seine Sorgen auf den Herrn zu werfen. Nur den einen Wunsch äußerte er, ehe das Schiff den Hafen verließe, seine Mutter noch einmal sehen und von ihr Abschied nehmen zu dürfen. Da aber der Kapitän ihn nicht ans Land lassen wollte, weil er befürchtete, die Versuchung zum Entweichen sei zu groß, so ließ er der Mutter sagen, daß ihr Sohn nach ihr verlange und sie ihn auf dem Schiffe besuchen möge. Sie kam. Von beiden Seiten flossen viele Thränen. Sie machte ihm keine Vorwürfe über sein rasches Verfahren; noch weniger suchte sie ihn zu einer heimlichen Flucht zu bewegen. Vielmehr ermahnte sie ihn dringend, in seinem gegenwärtigen Berufe auszuharren, solange es Gottes Wille sei, und die rechte, gottgefällige Treue zu beweisen. Außer seiner Wäsche und einigen Kleidungsstücken hatte sie eine Taschenbibel mitgebracht, in welcher vorne sein Name und der Spruch geschrieben stand: „Die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze und hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens." Sie empfahl ihm, täglich in der heiligen Schrift zu lesen

und den darin enthaltenen Vorschriften stets zu folgen. Seinen nächsten Vorgesetzten, den Bootsmann, bat sie in Gegenwart ihres Sohnes, ein scharfes Auge auf ihn zu haben und ihn namentlich vor schlechter Gesellschaft zu bewahren. Jener versprach, sich des jungen Mannes annehmen zu wollen, als wenn er sein eigener Sohn wäre.

Noch lange schaute der Jüngling seiner Mutter nach, als sie sich von ihm verabschiedet hatte. Dann wandte er sich zu dem Bootsmann, gab ihm die Hand und gelobte ihm, alles zu thun, um ein tüchtiger Seemann zu werden. Und er hielt Wort. Er war gewandt und gelehrig; sein Lehrer brauchte ihm in der Regel eine Sache nur einmal zu zeigen, so hatte er sie begriffen. Dadurch erwarb er sich schnell die Zuneigung seiner Vorgesetzten. Infolge seiner Freundlichkeit und seines gefälligen Wesens stand er auch mit den Besseren unter den Matrosen bald auf einem guten Fuß. Es dauerte nicht lange, so sahen sie ihn ganz als ihresgleichen an, wie er denn in der That an Kraft und Gewandtheit keinem unter ihnen nachstand und alles verrichtete, was von einem geschickten Matrosen verlangt wird.

Ganz anders stand es mit John Brisbane. Seine Trägheit und Tücke zogen ihm manches harte Wort vom Bootsmann zu; auch blieben kleine Bestrafungen nicht aus. Schon nach einigen Tagen machte er einen Fluchtversuch, der jedoch durch die Wachsamkeit der Schiffsbemannung rechtzeitig entdeckt und vereitelt wurde. Da er erst vor kurzem mit Gewalt in den Dienst gepreßt war, so hatte man Nachsicht mit ihm und sperrte ihn einfach ein bis zur Abfahrt des Schiffes, statt ihn in Eisen zu legen, wie man bei älteren Matrosen gethan haben würde.

Nachdem die Thetis in See gegangen, zeigte sich der Unterschied zwischen den beiden jungen Leuten noch deutlicher. Während Parker, mit seinem Schicksal ausgesöhnt, immer mehr in der Achtung seiner Vorgesetzten stieg, weil er sich zusehends Mühe gab, seine Pflicht zu erfüllen, sank Brisbane in derselben von Tage zu Tage. Denn zu jeder Arbeit unlustig, griff er alles ungeschickt und verkehrt an. Die Matrosen, gegen die er sich mürrisch und ungefällig bewies, straften ihn mit Verachtung. Nur die schlechtesten hielten Kameradschaft mit ihm. So kam es, daß er zu den niedrigsten Arbeiten verwendet wurde, während Parker den älteren Matrosen gleichgestellt wurde. Das reizte seinen Zorn, und er suchte es jenen auf alle Weise fühlen zu lassen, daß er ihn hasse.

Schon mehrere Male hatten sich Matrosen beklagt, daß ihnen allerhand Kleinigkeiten heimlich abhanden gekommen wären. Als es wieder vorkam, wurde Nachsuchung gehalten. Da fand sich denn, zum größten Erstaunen des Bootsmanns und der Matrosen, das gestohlene Gut unter den Sachen Parkers, während bei Brisbane, auf den sich der Verdacht gerichtet hatte, keine Spur zu finden war. Ersterer wurde nun scharf ins Verhör genommen. Er bestand auf seiner Unschuld, wie sehr auch der Schein gegen ihn war. Dennoch wäre er sicherlich zu harter Strafe verurteilt worden, wenn nicht der Bootsmann und die Bestohlenen selbst für ihn aufgetreten wären und ihren vollen Glauben an seine Unschuld ausgesprochen hätten. Sie wären, sagten sie, von seiner Rechtschaffenheit überzeugt; es müsse hier eine geheime Bosheit ihr Werk getrieben haben, wenn sich dieselbe auch nicht nachweisen lasse. Parker blieb deshalb unbestraft;

aber der Flecken, der auf seinem Charakter zu haften schien, drückte ihn tief zu Boden, mehr noch als der Hohn und Spott, mit dem ihn Brisbane und seine Genossen von nun an bei jeder Gelegenheit überschütteten. Sie warfen ihm vor, er verdanke seine Straflosigkeit nur der Gunst des Bootsmannes, den er sich durch seine Augendienerei zum Freunde gemacht habe. — Der bessere Teil unter den Matrosen hatte von Anfang an John Brisbane im Verdacht, den gottlosen Streich gespielt zu haben, und nahm sich vor, ihm scharf aufzupassen. Endlich gelang es, den Verdächtigen auf frischer That zu ertappen, als er eben mit einem Haken die Kiste eines Matrosen geöffnet hatte und nun die Hand hineinsteckte, etwas herauszuziehen. Ein Matrose, der ihn dabei beobachtet hatte, stürzte auf ihn los, faßte ihn im Nacken und führte ihn aufs Verdeck, wo sich sogleich alle Anwesenden zusammenscharten. Der Schuldige konnte die That nicht leugnen. Auch gestand er nach vielen Ausreden und Winkelzügen, daß er die früheren Diebstähle ebenfalls verübt habe, und zwar, um Parker in Verdacht zu bringen und sich an ihm zu rächen. Weshalb er sich an Parker habe rächen wollen, darauf blieb er die Antwort schuldig; aber keiner war im Zweifel, daß es nur darum geschehen sei, weil jener ihm verdientermaßen vorgezogen war.

Die Strafe, welche Brisbane erhielt, war hart, aber nach den Begriffen der Seeleute gerecht. Auf eine Kanone gebunden, empfieng er mit der neunschwänzigen Katze die höchste Anzahl Schläge, welche für Diebstahl unter erschwerenden Umständen zuerkannt werden konnte. Mit mürrischer Gelassenheit ertrug er die Strafe, ohne auch nur einmal durch Aufschreien seine gewiß großen Schmerzen zu ver-

raten. Als sie vorüber war, warf er einen grimmigen Blick auf Parker, der wie alle anderen Matrosen zugegen sein mußte, als wollte er sagen: „Du sollst mir dafür büßen!“ Parker schauderte zusammen, als er den Blick gewahrte. Auch der Bootsmann hatte ihn bemerkt. „Daß du deine Bosheit nicht an dem armen Parker ausläßest!“ sprach er zu dem eben Bestraften; „du bekommst es mit mir zu thun! Ich fürchte, ich werde es noch erleben müssen, dich eines Tages an der Raae hängen zu sehen, wenn du so fortmachst!“ Mehrere der Matrosen waren unedel genug, Brisbane entgelten zu lassen, was er an ihrem Kameraden verschuldet hatte, und ihm durch Wort und Blick bei jeder Gelegenheit ihre Verachtung zu erkennen zu geben; Parker selbst aber trug ihm die angethane Beleidigung in keiner Weise nach. — Die Zuneigung des Bootsmannes, die er nun doppelt erfahren durfte, die Zufriedenheit seines Kapitäns, der die erste passende Gelegenheit ergriff, ihm in freundlichen Worten sein Bedauern auszudrücken, daß er ihn auf die falsche Anklage hin zur Untersuchung habe ziehen müssen, die Achtung und Freundschaft seiner Kameraden gaben dem Tiefgekränkten bald sein Selbstgefühl wieder. Es dauerte nicht lange, so war er wieder der heitere Kamerad und fröhliche Seemann, der er zuvor gewesen war.

Das Schiff war bestimmt, einige Jahre in den westindischen Gewässern zu kreuzen, namentlich gegen die Seeräuber, die jenes Meer unsicher machten und schon manches Handelsschiff mit reicher Ladung weggekapert und die Mannschaft ins Meer gestürzt hatten. — Das nächste Ziel der Thetis war Kingston in Jamaika. Es vergingen aber viele Wochen, ehe sie dasselbe erreichte. Sie galt zwar für ein

schnellsegelndes Schiff; aber gegen Windstillen vermag auch das beste Segelschiff nichts; es muß ruhig beilegen, bis ein Windhauch aufs neue seine Segel schwellt und es vorwärts treibt. Das ist für die Seeleute eine harte Prüfung. Ihnen ist nichts mehr zuwider, als Windstille. Zwar sind sie auch dann nicht müssig: das Schiff oder die Boote erhalten einen frischen Anstrich; die Segel werden durchgesehen und ausgebessert, die Masten und Taue geteert, alte Taue zu Werg zerzupft, und allerhand kleinere, nicht eben drängende Arbeiten vorgenommen. Aber das sind keine beliebten Beschäftigungen. Matrosen klettern viel lieber in einem tüchtigen Sturm auf den Raaen herum, die Segel festzumachen, oder zu verkürzen und einzuziehen, und achten es nicht, wenn der herabstürzende Regen oder die hereinbrechende See sie bis auf die Haut durchnäßt. Am liebsten freilich ist ihnen ein frischer, günstiger Wind. Denn dann haben sie neben ihren bestimmten Dienststunden manche freie Zeit, die sie nach Belieben verwenden können.

Diese freien Stunden wandten die beiden zuletzt Eingetretenen auf gar verschiedene Weise an. Alfred Parker hatte sich Bücher geliehen, aus welchen er sich einige theoretische Kenntnisse von der Schiffahrtskunde verschaffen konnte, und pflegte in solchen Zeiten eifrig darin zu lesen. Wenn er etwas nicht verstand, so fragte er den Bootsmann um eine Erklärung, die dieser ihm gern und willig gab, soweit er es vermochte. Oder er hörte aufmerksam den Erzählungen der älteren Matrosen zu, die zwar der Unterhaltung gewidmet waren, ihm aber manchen praktischen und nutzbringenden Wink gaben. Wenn es irgend möglich war, las er zu bestimmten Zeiten in seiner Bibel, ohne auf die spöt-

tischen Bemerkungen mancher Kameraden über den „Betbruder" zu achten. — John Brisbane machte es ganz anders. An Bibellesen und Gebet dachte er ebenso wenig, als an das Lesen nützlicher Bücher, die ihn in seinem Berufe hätten fördern können. Nahm er je ein Buch zur Hand, so war es einem seiner gleichgesinnten Genossen entliehen und schmutzigen Inhaltes. Sonst suchte er die Gesellschaft einiger jüngeren Matrosen auf, die, mehrfach wegen Ungehorsams oder Diebereien bestraft, von den anderen ausgestoßen waren oder sich freiwillig abgesondert hatten. Die Gespräche, welche sie beim Kartenspiel miteinander führten, waren derart, daß nur ein bereits verdorbenes Gemüt daran Geschmack finden konnte. Unter andern faßten sie den bösen Rat, bei günstiger Gelegenheit dem Dienste zu entlaufen. Denn sie haßten alle die strenge Zucht des Kapitäns, welchen freilich nur Leute ihres Schlages zu fürchten hatten; bei den andern Matrosen galt er für einen im Dienst zwar strengen, aber dabei durchaus gerechten und gelegentlich gütigen Herrn.

Während einer jener Windstillen, von denen wir oben sprachen, ließ der Kapitän das Schiff von außen neu anstreichen. Zu diesem Zwecke wird ein schmales, an den Enden mit Stricken umschlungenes Brett so weit an der äußeren Schiffswand herabgelassen, als erforderlich ist; die Enden der Stricke werden dann oben befestigt. Der Anstreicher klettert mit seinem Farbentopf und Pinsel auf jenes Brett hinab und verrichtet seine Arbeit. Hat er alle Stellen, soweit er reichen kann, angestrichen, so werden die Taue samt dem Brette weitergerückt, bis das ganze Werk vollendet ist. Brisbane war einer von denen, die zum Anstreichen beordert waren. Schon lange war er draußen gewesen, da

trat er fehl und stürzte ins Wasser hinab. Da er nicht schwimmen konnte, so wäre er wahrscheinlich verloren gewesen, wenn nicht Parker, der gerade an jener Stelle mit Zurechtlegen von Tauen beschäftigt war, den Fall gehört und ihn im Wasser gesehen hätte. Er sprang sofort über Bord. Zum Glück war er ein gewandter Schwimmer. Er erreichte Brisbane, als dieser, bereits bewußtlos, zum zweitenmal am Untersinken war, umfaßte ihn mit starkem Arm und rief um Hilfe. Alsbald rannten mehrere herbei und setzten rasch ein Boot aus. In wenigen Minuten waren beide an Bord. Brisbane kam bald wieder zu sich. Anstatt aber seinem Lebensretter ein Wort herzlichsten Dankes zu sagen, reichte er ihm nur mit sichtlichem Widerstreben die Hand und murmelte etwas in den Bart, was niemand verstand.

Endlich erreichte man den Hafen von Portroyal vor Kingston in Jamaika. Den Matrosen wurde ihr Sold ausbezahlt und dann gestattet, in einzelnen Partien auf einige Stunden ans Land zu gehen. Nach langer Seefahrt ist eine solche Gelegenheit für die Matrosen eine große Versuchung, ihren sauer verdienten Lohn in Schwelgerei und Üppigkeit durchzubringen; und gar mancher vermag ihr nicht zu widerstehen. Auch Parker und Brisbane erhielten Urlaub. Ersterer begab sich in Gesellschaft mehrerer älterer Matrosen ans Land; sein Freund Swainscote war gleichfalls dabei. Dieser hatte ihn zuvor auf die Versuchungen aufmerksam gemacht, die seiner harrten, und ihn gewarnt, sich mit verdächtigen Menschen abzugeben. Darum suchte Parker Kraft, um den Anfechtungen erfolgreich Widerstand leisten zu können, und zwar da, wo er sie stets zu suchen

pflegte: im Gebet. — Zunächst nahm die Gesellschaft in einer der Matrosenschenken eine mäßige Erfrischung ein. Parker genoß hier zum erstenmale die tropischen Früchte, jedoch auf Anrathen seines väterlichen Freundes mit Vorsicht. Darauf machten sie sich auf, die Stadt und ihre Umgebung zu durchwandern. Alles, was der junge Mann hier sah, war ihm neu und überraschend. Der völlige Mangel an Schornsteinen auf allen Wohngebäuden, die wegen des heißen Klimas keine Öfen haben und also auch keines Rauchfangs bedürfen; die schlanken, majestätischen Königspalmen mit ihren breiten Blattwedeln, die auch von dem leisesten Windhauche sanft hin und her bewegt werden; die Kokosnußbäume, von deren Früchten sie einige kauften, um sich an der Milch zu laben; die vielen immergrünen Sträucher und Bäume mit ihren zum Teil ganz fremdartigen Früchten; die buntfarbigen Vögel, die in den Zweigen herumhüpften und einander neckisch jagten; vor allem die auf den Zuckerfeldern beschäftigten Negersklaven: das alles ergriff ihn wunderbar und betäubte ihn fast, so daß er wie ein Träumender einherging. — Zur bestimmten Zeit kehrte die Gesellschaft ans Schiff zurück, durch die Abwechselung erfrischt.

Etliche Tage später ging auch John Brisbane mit mehreren Kameraden ans Land. Sie waren kaum eine Stunde fort, als Parker Veranlassung hatte, etwas aus seiner Kiste zu holen. Aber welch ein Schrecken! Er fand sie erbrochen, und all sein Geld, das er in einem Beutel sorgfältig aufbewahrt hatte, war spurlos verschwunden. Er rief sogleich den Bootsmann herbei. Dieser überzeugte sich, daß das Schloß gewaltsam aufgebrochen war. Er meldete den Vorfall dem Kapitän, und da er der Ansicht war, daß

niemand anders den Diebstahl verübt habe, als John Brisbane, vielleicht mit Hilfe seiner Freunde, so machte er den Vorschlag, die ans Land Gegangenen sofort zurückzuholen. Darauf ging aber der Kapitän nicht ein. Er meinte, man habe nur einen Verdacht, vielleicht einen wohlbegründeten Verdacht, aber keine Beweise; ein solcher Schritt könnte ihm leicht als Parteilichkeit und Ungerechtigkeit ausgelegt werden. Dagegen riet er, auf Brisbane und seine Genossen ein scharfes Auge zu haben; vielleicht würden sie sich einmal selber verraten.

Das Boot, auf welchem Brisbane mit einer Anzahl Matrosen ans Land gegangen war, kam erst wieder, als die Urlaubszeit längst abgelaufen war. Aber es waren drei Mann weniger darauf, als es sein sollten. Die Leute gaben nämlich an, daß John Brisbane mit zwei anderen sich von ihnen getrennt hätte, angeblich um ein anderes Wirtshaus aufzusuchen, aber nicht wieder zurückgekehrt wären. Da all ihr Suchen vergeblich gewesen, so hätten sie beschlossen, ohne dieselben ans Schiff zurückzugehen. — Nun wurden zwar sofort alle erdenklichen Nachforschungen angestellt, um der Entwichenen wieder habhaft zu werden; doch waren sie ohne Erfolg. „Im Grunde könnte ich mich freuen, daß ich die schlechten Burschen los bin," sagte der Kapitän, als er die Überzeugung gewann, daß alles weitere Nachsuchen vergeblich sein würde," wäre es nicht ein Ehrenpunkt für einen Kapitän, wenn seine Leute desertieren. Ich bin gewiß, daß die Entlaufenen sich den Seeräubern anschließen werden, denn gleich und gleich gesellt sich gern. Und was wollten sie sonst in diesem Lande anfangen! Arbeiten mögen sie nicht, und kein ehrlicher Mann nimmt solches Gesindel

in seinen Dienst. Da ich aber unbedingt die volle Zahl Leute für den Dienst haben muß, so nehmt Ihr, Swainscote, morgen früh ein paar handfeste Matrosen und schafft mir von den Kauffahrteischiffen in Kingston an Stelle der Entlaufenen andere." Der Bootsmann führte am folgenden Morgen die Befehle des Kapitäns pünktlich aus. Er brachte drei Männer zur Stelle, die zwar ungern auf einem Kriegsschiffe dienten, der zwingenden Notwendigkeit sich aber ohne Widerspruch fügten. Sie boten einen reichen Ersatz für die Entwichenen, da es brave und erfahrene Seeleute waren.

Bald darauf stach die Thetis in See. Auf der Höhe von Cuba hatte sie einen jener schweren Stürme zu bestehen, die in jenen Gewässern zuweilen so plötzlich ausbrechen und so heftig sind, daß sie schon manchem Schiffe den Garaus gemacht haben. Die Thetis war zwar so glücklich, den Sturm zu überstehen. Nur hatte man den Verlust zweier tüchtiger Seeleute zu beklagen, welche die hereinbrechenden Wogen samt dem Schiffsgeländer über Bord gerissen hatten, ohne daß ihnen jemand zu Hilfe kommen konnte. Der eine der Verunglückten war der Gehilfe des Bootsmannes. Nachdem das Unwetter sich gelegt hatte, erbat sich Swainscote seinen früheren Zögling, Alfred Parker, zum Gehilfen. Der Kapitän hatte einiges Bedenken, weil Parker kaum zwanzig Jahre zählte, noch nicht lange im Dienst war, und mehrere ältere tüchtige Seeleute vorhanden waren, die sich für die Stelle wohl geeignet hätten. Als er aber darauf aufmerksam gemacht wurde, daß Parker sich so außergewöhnlich tüchtig gezeigt, wie kaum einer der älteren Matrosen, und überdies alles thue, um sich in seinem Fache weiter auszubilden, gab er nach. Und wider Erwarten des Kapi-

täns murrte keiner der älteren Matrosen, als ihnen Parkers Beförderung angezeigt wurde, denn sie alle hatten ihn lieb und wußten im voraus, daß er imstande sein werde, seinen Platz auszufüllen.

So war also die erste Stufe der Leiter erstiegen, auf welcher der junge, strebsame Mann hinaufzuklimmen hoffen durfte. Er verdoppelte nun seinen Eifer im Dienste, so daß er sich in seiner neuen Stellung die vollste Zufriedenheit seiner Vorgesetzten erwarb. Dabei suchte er sich auch theoretisch fortzubilden, indem er vom Steuermann Bücher erhielt, die ihn in die Mathematik und Schiffahrtskunde einführten. So sein möglichstes zu thun, um vorwärts zu kommen, trieb ihn nicht nur der Ehrgeiz an, sondern viel mehr noch die kindliche Liebe zu seiner Mutter, die er um so besser unterstützen konnte, je höher im Range er auf einem Kriegsschiffe stand; denn mit jedem Avancement war auch eine Verbesserung des Gehaltes verbunden.

Schon mehr denn zwei Jahre waren verflossen, seit die Thetis England verlassen hatte, und noch war sie keinem Piratenschiffe begegnet. Und doch wußte man, daß das berüchtigste unter allen, „Der schwarze Adler", schon lange im Caraibischen Meere kreuze und daß die verwegene Mannschaft desselben unter Führung des gefürchtetsten Seeräubers jener Zeit schon manches Handelsschiff ausgeraubt, in mehreren Fällen sogar die sämtliche Besatzung ermordet habe. Weil die Seeräuber aber auf jeder Insel und in jeder bedeutenderen Hafenstadt ihre Hehler und Spione hatten, die ihnen nicht nur die geraubten Waaren bereitwillig abnahmen und heimlich verkauften, sondern auch von jeder Bewegung der englischen Kriegsschiffe sofort möglichst genaue

Kunde gaben, so gelang es ihnen, ein Zusammentreffen mit diesen zu vermeiden. Eines Morgens jedoch entdeckte der vom Mast der Thetis ausschauende Matrose am fernen Horizonte ein fremdes Segel. Genaue Beobachtungen durch das Fernrohr ließen darauf schließen, daß es der schwarze Adler sein müsse. Als nun gar an dem verdächtigen Schoner die schwarze Flagge aufgezogen wurde, wußte man, mit wem man es zu thun habe. „Auf und drauf!" rief der Kapitän; „der Bursche hat Mut, das muß man ihm lassen; sonst würde er das Zusammentreffen mit Seiner Majestät Brigg Thetis vermieden haben oder zu entfliehen suchen. Wir wollen ihm zeigen, daß wir uns freuen, ihm die Zähne weisen zu können!" Er ließ alle Segel beisetzen, und in kurzem war man dem Piratenschiff ganz nahe gekommen.

Der Kapitän befahl den Seeräubern durch Zeichen, beizulegen. Ein scharfer Schuß, der durchs Takelwerk pfiff, war die einzige Antwort. Es begann nun eine heftige Kanonade zwischen den beiden Schiffen, in der es auf beiden Seiten mehrere Tote gab. Plötzlich stellte das Raubschiff das Feuern ein. Die Seeräuber hatten beschlossen zu entern. Sie ließen sich in ihrem Vorsatz selbst dann nicht irre machen, als sie noch einmal ganz aus der Nähe eine volle Breitseite empfingen und Tod und Verderben in ihre Reihen getragen wurde. Es gelang ihnen, die Enterhaken einzusetzen, und eine wilde Rotte stürmte hinüber auf das Verdeck des Kriegsschiffes. Ein furchtbarer Kampf auf Tod und Leben entstand. Die Engländer fochten wie die Löwen, die Räuber wie Verzweifelte. Glücklicherweise zerhieben die englischen Matrosen die Enterhaken mit Äxten, und ihr Schiff wurde wieder frei. Während des Ringens sah Parker seinen

Freund und Vorgesetzten plötzlich zusammenstürzen; eine Kugel vom Deck des Schoners hatte ihn getroffen. Unwillkürlich blickte Parker hinüber: da gewahrte er das Gesicht John Brisbanes; in demselben Augenblicke pfiff eine Kugel dicht an seinem Kopfe vorbei. Er hob seinen treuen Freund auf, trug ihn in die Kammer, wo die Verwundeten verbunden wurden, und eilte wieder auf das Verdeck. Doch schon rüsteten sich die Seeräuber zur Flucht; sie schienen keine Lust zu haben, das Gefecht länger fortzusetzen. Da auch das Kriegsschiff stark gelitten hatte, stand man von der Verfolgung für dieses Mal ab.

Die Thetis hatte zwölf Tote und fünfzehn Verwundete, unter letzteren den Bootsmann. Dieser war in die Brust geschossen. In den ersten Tagen hatte es den Anschein, als werde er mit dem Leben davonkommen; am neunten Tage trat aber eine sichtliche Verschlimmerung ein. Als er fühlte, daß es mit ihm zu Ende gehe, ließ er den Kapitän rufen. Dieser erschien sogleich und sprach ihm freundlich zu; aber der Kranke schüttelte mit dem Kopf. „Mit mir ist's vorbei," sagte er, „ich werde bald für immer vor Anker gehen. Kapitän, ich habe noch eine Bitte: gewährt Ihr mir die, dann sterbe ich ruhig." „Und welches wär die?" forschte jener. „Was ich kann, soll gewiß geschehen, um einem so braven Mann, wie Ihr immer gewesen seid, sein letztes Stündlein zu erleichtern. Kann ich etwas für die Eurigen thun?" „Ich habe niemand auf dieser Welt, der mir angehört, darum setze ich Alfred Parker, der mir immer lieb gewesen ist wie ein Sohn, zu meinem Erben ein. Aber das ist's nicht, was ich Euch zu sagen wünschte. Ich wollte Euch bitten, Parker zu meinem Nachfolger zu machen.

Er ist dem Dienste vollkommen gewachsen, und einen braveren Burschen giebt's nicht auf dem ganzen Schiffe." „Es sei," antwortete der Kapitän nach kurzem Besinnen. „Er ist zwar noch sehr jung, aber darüber will ich hinwegsehen, um Euch einen Beweis meiner Anerkennung Eurer treuen Dienste zu geben. Indes hoffe ich, daß mein Versprechen nicht zur Ausführung kommen wird, indem Ihr uns erhalten bleibt. Lebt wohl!" Er drückte ihm die Hand und ging. — Der Verwundete ließ nun Parker herbeirufen. Nachdem er ihn vor mehreren Zeugen zu seinem alleinigen Erben erklärt, bat er ihn, ihm ein Kapitel aus der Bibel und dann das Gebet für Sterbende aus dem Common-Prayer-Book vorzulesen. Mit Thränen in den Augen erfüllte der junge Mann seinen Wunsch. Da überzog eine Totenbläße das Gesicht des Sterbenden, er reichte seinem Freunde noch einmal die schon erkaltende Hand; noch einige Atemzüge, und seine Seele war entflohen. — Am nächsten Morgen wurde die Leiche unter Gebet feierlich in die Tiefe des Meeres versenkt. Gleich darauf wurde Alfred Parker zum Bootsmann ernannt.

Doch es ist Zeit, daß wir uns nach John Brisbane umsehen, den wir in Kingston verloren und auf dem Räuberschiffe wiedergetroffen haben. Zu derselben Zeit, als er in Kingston ans Land gegangen war, befand sich daselbst einer der Agenten des schwarzen Adlers. Diesem wurde es nicht schwer, die Entwichenen für das Seeräuberschiff anzuwerben, denn in Kingston durften sie nicht bleiben, noch weniger nach England zurückkehren. Er vermittelte ihre heimliche Abreise; sie kamen unbelästigt auf dem Schoner an und wurden mit Freuden empfangen. Das wüste, gesetz-

lose Treiben an Bord des Räuberschiffes gefiel Brisbane; er nahm an allen Schlechtigkeiten teil und wurde bald einer der Verworfensten der ganzen Bande. Sein Hang zu Intriguen verließ ihn auch hier nicht. Er hatte sich in kurzem einen Anhang verschafft, der es durchzusetzen wußte, daß er nach einem Gefecht, in welchem einer der Offiziere geblieben war, von der Mannschaft an dessen Stelle gewählt wurde. Zu der Zeit, als der Kampf mit der Kriegsbrigg Thetis stattfand, war er dritter Leutnant. Hauptsächlich seinem Rat und seiner Überredungskunst war es zuzuschreiben, daß der Kapitän mit Zustimmung der Mannschaft sich entschloß, den Kampf anzunehmen, anstatt, wie man früher willens war, sein Heil in der Flucht zu suchen. Es war nicht Kampflust, die ihn zu diesem Rat bewog, sondern die Hoffnung auf Befriedigung seiner Rachsucht, denn er hatte sowohl seinem früheren Vorgesetzten, dem Bootsmann, als seinem „Preß-Kameraden" Parker den Tod geschworen. Der unglückliche oder doch unentschiedene Ausgang des Gefechts brachte ihn zwar bei seinen Genossen einigermaßen in Mißkredit, doch wußte er sie zu beschwichtigen; und als der zweite Leutnant an seinen Wunden starb, rückte er an dessen Stelle.

Ehe die Thetis, welche in Port-Royal wieder seetüchtig gemacht war, nach England zurückkehrte, sollte sie noch die Bahama-Inseln besuchen. Diese Gruppe besteht aus Hunderten von Inseln und Inselchen, die zwischen dem Festlande von Amerika und der großen Insel Cuba liegen. Zwischen den Untiefen und Klippen dieser Inselmenge suchten die Seeräuber damals häufig eine Zuflucht vor den englischen Kriegsschiffen, die zu ihrer Verfolgung und Ausrot-

tung nach Westindien gesandt waren. Sie hatten ihre sicheren Schlupfwinkel, die sie mit ihren kleineren Fahrzeugen von geringerem Tiefgang wohl erreichen konnten; für die tiefgehenden Kriegsschiffe war es äußerst gefährlich, wenn nicht unmöglich, dahin ihnen zu folgen. Die Thetis war in der Nähe des klippenreichen Inselabyrinths angelangt; es galt große Wachsamkeit und Vorsicht. Der Kapitän bewies beides; er war unermüdet auf seinem Posten und gönnte sich kaum die nötige Ruhe; mußte er doch nicht nur das Schiff unverletzt davonbringen, sondern auch womöglich die Seeräuber aufsuchen und vernichten. Eine Woche war bereits so mit Hin- und Herkreuzen vergangen, ohne daß man ein verdächtiges Segel zu Gesichte bekommen hätte, wie scharf man auch danach ausschaute. Am achten Tage — die Sonne senkte eben ihre goldene Kugel ins Meer, und der Wind wehte ziemlich frisch — sah der Kapitän durch sein Glas am fernen Horizont ein Segel auftauchen. Er gab sogleich Befehl, darauf loszusteuern. Als der Rumpf des fremden Fahrzeuges aus den Fluten auftauchte, glaubte man, den wohlbekannten schwarzen Adler vor sich zu haben. Wegen der rasch eintretenden Dunkelheit mußte man aber die weitere Verfolgung des höchst verdächtigen Schiffes bis zum nächsten Morgen aufschieben.

Morgens in der fünften Stunde rief die schrille Pfeife des Bootsmannes: „Alle Mann aufs Deck!“ Die Kanonen wurden befestigt, Munition herbeigeholt, Waffen zurechtgelegt, das Verdeck geräumt, die Enterhaken in Bereitschaft gesetzt, die Hängematten der Matrosen an die Brustwehr befestigt als Bollwerk gegen die feindlichen Musketenkugeln; kurz, es wurde alles gethan, was einem Seegefecht voraus-

zugehen pflegt. Vieles fiel dabei unserm Bootsmann Parker zu. Der Kapitän, der alles beaufsichtigte, war mit der Ausführung seiner Befehle wohl zufrieden. Die Mannschaft war kampfbereit und konnte den Anbruch der in jener Gegend so kurzen Morgendämmerung kaum erwarten. Da stieg die Königin des Tages langsam aus ihrem Meeresbette auf, und fast gleichzeitig rief ein Matrose vom Mastkorb aus: „Ein Segel rechts von uns!" Aller Augen wandten sich dorthin; es war wirklich der schwarze Adler, der dort vor aller Augen sich auf den Wogen schaukelte. „Nun drauf!" rief der Kapitän; „diesmal muß er unser werden! Doch versäumt nicht die nötige Vorsicht! Bedenkt, daß wir in einer gefährlichen Gegend sind!" Ein Segel nach dem andern wurde beigesetzt, um den Feind möglichst bald zu erreichen. Die Seeräuber hatten jedoch nicht den Plan, sich in ein Gefecht einzulassen. Sie zogen nur so viel Segel auf, als genügend waren, um sich außer Schußweite zu halten, und verfolgten scheinbar unbekümmert ihren Curs. Nach einer Jagd von zwei Stunden war die Thetis ihrem Gegner um nichts näher gekommen. Dadurch steigerte sich die Aufregung unter der ganzen Mannschaft, wollte man doch um keinen Preis das Räuberschiff bei so großer Nähe entschlüpfen lassen. Schließlich achtete man der Gefahren des Meeres in jener Gegend nicht mehr; man wurde unvorsichtig. Siehe da, mit einem Male erfolgte ein erschütternder Stoß, der die Brigg in alle Fugen erbeben machte. „Starbord!" rief der Steuermann; „mehr Starbord! Abgehalten!" und „Alle Segel eingezogen!" kommandirte der Steuermann im nächsten Augenblicke. Sofort hingen die Matrosen in den Raaen, dem Befehle des Kapitäns nachzu-

kommen. Willig gehorchte das Schiff dem Ruder und schwamm bald wieder in tiefem Wasser. Nun mußte der Schiffszimmermann hinunter in den Raum, um nachzusehen, ob das Schiff erheblichen Schaden gelitten habe; inzwischen wurden zur Vorsorge die Pumpen in Bereitschaft gesetzt. Jener kam in kurzem wieder herauf mit der Meldung, das Schiff müsse am Kiel einen Leck bekommen haben; man höre das Wasser eindringen an einer Stelle, die völlig unzugänglich sei. Unter solchen Verhältnissen konnte von einer Verfolgung des Seeräuberschiffes nicht mehr die Rede sein. Ein Teil der Mannschaft wurde an die Pumpen beordert; man setzte einige Segel bei und steuerte dem hohen Meere zu. „Die Schurken!“ sprach der Kapitän. „Da gehen sie hin und reiben sich vergnügt die Hände vor Freuden, daß sie uns so verlockt und ins Unglück geführt haben. Ich wette, daß sie absichtlich diesen Weg eingeschlagen haben, um uns zu verderben.“ Und so war es.

Trotz angestrengtester Thätigkeit vermochten die Matrosen der Thetis das Wasser nicht aus dem Schiffe zu halten. Im Gegenteil, es stieg allmählich. Da der Schiffszimmermann keinen Rat mehr wußte, so überfiel den Kapitän die größte Sorge und Unruhe, und er machte sich bereits mit dem Gedanken vertraut, daß die Brigg untergehen werde und die Mannschaft sich auf Booten zu retten suchen müsse. Da trat Parker zu ihm und sagte: „Darf ich wohl ein Mittel in Vorschlag bringen, wodurch die Gefahr wenigstens gemindert und das Schiff erhalten werden könnte?“ „Redet,“ antwortete der Kapitän; „es soll mir lieb sein, Eure Meinung zu hören.“ „Ich schlage vor,“ lautete die Antwort, „dasselbe zu thun, was der berühmte Weltum-

segler Cook auf seiner letzten Reise gethan hat, als sein Schiff an einer ähnlichen Stelle, wie das unsrige, einen Leck bekommen hatte. Ich las erst kürzlich davon in seiner Reisebeschreibung." „Und was that er?" fragte der Kapitän gespannt. „Er ließ ein großes Segel mit zerzupftem Werg und mit Fetzen von altem Segeltuch dick belegen und dieses ganz lose draufheften, eine Lage über die andere. Dann befestigte er an den vier Ecken des Segels Kanonenkugeln, um es ins Wasser senken zu können, und außerdem an den Enden und in der Mitte lange Taue, um das Segel unter den Schiffskiel zu ziehen. Dann ließ er das Schiff beilegen und das Segel so weit unter den Kiel ziehen, daß die schadhafte Stelle etwa in die Mitte desselben kam, hierauf die Enden der Taue straff anziehen und oben auf dem Verdeck befestigen. Das Mittel war damals so wirksam, daß man von da an das Wasser im Raum leicht bewältigen konnte, bis man einen sicheren Hafen erreichte, wo das Schiff ausgebessert wurde. Da der Leck, wie ich auch von dem unsrigen hoffe, nicht sehr groß war, so hatte das eindringende Wasser das zerzupfte Werg und die Fetzen vom Segeltuch so mit hineingespült, daß es ihn wesentlich verkleinerte und fast verstopfte." Der Kapitän hatte nachdenklich zugehört. „Ich danke Euch," sagte er, „was Ihr sagt, leuchtet mir ein. Wir wollen Euren Rat befolgen. Ihr mögt selbst sofort die nötigen Befehle erteilen, damit alles nach Eurem Vorschlage ausgeführt werde." — Der Versuch gelang vollkommen. Als man noch eine halbe Stunde nach Vollendung des Werkes gepumpt hatte, kam das Wasser im Raum zum Stehen; in einer weiteren halben Stunde hatte es bereits um einen Zoll abgenommen, und nach zwölf Stunden war

fast alles Wasser aus dem Schiffe verschwunden, so daß nur noch einige Mannschaften abwechselnd beim Pumpen beschäftigt zu werden brauchten.

Am nächsten Mittage lud der Kapitän die Offiziere zur Tafel; mit ihnen den braven Bootsmann, der so wesentlich zur Rettung des Schiffes beigetragen hatte. Als das Essen vorüber war, trank der Kapitän seine Gesundheit und dankte ihm in Gegenwart der Offiziere für seine guten Dienste; er fügte hinzu, daß er ihrer gehörigen Orts gedenken werde. Zum Schlusse seiner Ansprache überreichte er ihm einen schönen Sextanten, „als eine kleine Anerkennung von seiner Seite," wie er sagte. „Ich hoffe," sprach er, „Sie eines Tages auf einem höheren Platze zu sehen. Fahren Sie so fort, so kann es Ihnen nicht fehlen. — Ich lade Sie ein, mittags, wenn wir die Höhe nehmen, sich mit einzufinden. Unser würdiger Steuermann ist, wie ich mich dessen bereits versichert habe, gern bereit, Ihnen den nötigen Unterricht im Gebrauch der Instrumente und den dazu gehörigen Berechnungen zu erteilen. Außerdem steht Ihnen meine Bibliothek zu Diensten; ich selbst werde die für Sie zweckmäßigsten Bücher auswählen." Parker, dem das alles sehr unerwartet kam, lehnte mit großer Bescheidenheit alles Verdienst von sich ab; er sagte, er habe nur seine Pflicht gethan, wie sie jeder andere an seiner Stelle auch gethan haben würde, und dankte dann dem Kapitän in schlichten herzlichen Worten. Die Offiziere schüttelten ihm die Hand. Auch sie hatte er durch seine Tüchtigkeit und seinen Diensteifer, vor allem aber durch seine anspruchslose Bescheidenheit gewonnen; zugleich fanden sie, daß er weit gebildeter war, als Leute in seiner Stellung sonst zu sein pflegen. Darum hat-

ten sie nichts dagegen, daß er, nach dem Wunsche des Kapitäns, theilnahm an ihren Mittags-Beobachtungen, und waren ihm dabei gern behilflich.

Als Parker sich zurückgezogen hatte, vergaß er nicht, zunächst dem Herrn seinen Dank darzubringen für alles, was er heute hatte erfahren dürfen, denn er sah es an als Gnadenerweise von dem, welchem er mit aufrichtigem Herzen zu dienen suchte. Sein nächster Gedanke war seine Mutter. „Wie wird sie sich freuen, wenn sie mich als Bootsmann wiedersieht, mit der Aussicht, noch höher zu steigen! — Aber wie wird das auch möglich sein? — Fehlt es mir nicht zu sehr an den erforderlichen Kenntnissen?" Er fiel in ein tiefes Nachsinnen. „Ich will alles mögliche thun, sie mir zu erwerben; der Herr, mein Gott, der mich bisher so wunderbar geführt hat, wird mir aus Gnaden beistehen!" Und er hielt Wort. Nicht nur während der ferneren Überfahrt nach Jamaica, die bei gutem Wind und Wetter ohne Unfall von statten ging, sondern auch in der ganzen Zeit, während das Schiff im Dock lag, um gründlich ausgebessert zu werden, benutzte er jeden freien Augenblick, um sich in seinem Fache zu vervollkommnen. Die ihm von dem Kapitän und den Offizieren geliehenen Bücher, deren Inhalt er sich bald zu eigen machte, leisteten ihm dabei die wesentlichsten Dienste. Der Kapitän, der seine Studien überwachte, war erstaunt, solche Fortschritte wahrzunehmen, und äußerte noch vor Beendigung der Heimreise nach England, er sei überzeugt, Parker würde schon jetzt imstande sein, die Leitung eines Schiffes zu übernehmen.

Als die Thetis nach England zurückgekehrt und in den Hafen von Portsmouth eingelaufen war, erhielt Parker

auf seine Bitte einen Urlaub von acht Tagen, um seine Mutter zu besuchen. Groß war die Freude der würdigen Frau, als ihr geliebter, einziger Sohn, frisch und gesund an Leib und Seele, in seiner netten Seemannstracht vor ihr stand und sie ihn in ihre Arme schließen durfte. Er übergab ihr seine nicht unbedeutenden Ersparnisse mit dem dringenden Wunsche, daß sie dieselben mit zu ihrem Lebensunterhalte verwenden und in Zukunft nicht mehr so angestrengt arbeiten möge, wie bisher. Aber sie ließ sich durchaus nicht bewegen, mehr als die Hälfte davon anzunehmen „zu einem Notpfennig auf ihre alten Tage." Jetzt schon müßig zu gehen und von dem Verdienste ihres Sohnes zu zehren, hielt sie für Sünde. Die andere Hälfte bestimmte Parker daher zur dereinstigen Ausstattung seiner einzigen Schwester Marie, die während seiner Abwesenheit zur stattlichen Jungfrau herangewachsen war.

Die Tage des Urlaubs vergingen dem jungen Manne im Kreise seiner kleinen Familie und deren Nachbarn und Freunde auf das angenehmste. Er mußte viel erzählen und that es mit großer Bescheidenheit, soweit es ihn selbst betraf. Von seinen weiteren Aussichten, die ihm doch noch ungewiß waren, teilte er den Seinen nichts mit. Um so mehr war seine Mutter überrascht, als am sechsten Tage seines Aufenthaltes ein Schreiben mit dem Amtssiegel der Admiralität von London einlief. In demselben wurde Parker zum Leutnant auf der Fregatte „Donnerer" ernannt, deren Kommando seinem bisherigen Kapitän, Graham Holt, übertragen war. Gleichzeitig erhielt er die Weisung, sich sofort nach London zu begeben, um sich dort dem ersten Lord der Admiralität vorstellen zu lassen

und dann seinen neuen Posten anzutreten. Auch war eine Anweisung auf eine Geldsumme beigeschlossen, die zu seiner standesgemäßen Ausrüstung vollkommen hinreichend war „als eine Anerkennung seines Verdienstes um die Erhaltung eines von Seiner Majestät Schiffen." Auch war ein Briefchen seines Kapitäns eingelaufen, in welchem ihm dieser seine herzlichen Glückwünsche aussprach und ihn einlud, in London bei ihm zu logieren. — Kapitän Holt hatte also sein Versprechen nicht vergessen.

Nach einem zärtlichen Abschiede von Mutter und Schwester eilte der junge Parker nach Portsmouth, verabschiedete sich von den Offizieren, die noch auf dem Schiffe waren und sich seiner Beförderung aufrichtig freuten, so wie von seinen bisherigen Kameraden, die ihm ohne Neid Glück wünschten, und eilte nach London. Der Kapitän empfing ihn freundlich und stellte ihn seiner Familie vor; dann war er ihm zu seiner Ausstattung behilflich. Nachdem Parker die neue Uniform als Leutnant angelegt, welche, beiläufig gesagt, dem blühenden, kräftigen Manne recht gut stand, fuhr der Kapitän mit ihm zum ersten Lord der Admiralität, um ihn nach dessen Wunsch vorzustellen. Der Lord empfing sie freundlich, und nachdem Parker seinen Dank für die „unverdiente" Beförderung mit einfachen, bescheidenen Worten ausgesprochen, unterhielt er sich lange mit ihm, indem er tief in die Einzelheiten nicht nur seines bisherigen, sondern auch seines künftigen Dienstes einging, offenbar um sich zu überzeugen, ob die Beförderung keinen Unwürdigen getroffen habe. Er mußte zufriedengestellt sein, denn er entließ ihn noch freundlicher, als er ihn empfangen, und äußerte nachher gegen den Kapitän: „Wir müssen den jun-

gen Mann im Auge behalten; er kann es noch weit bringen. Solche Männer, die sich im praktischen Dienste emporgearbeitet haben, sind schon oft eine Zierde unserer Marine gewesen. Auch er scheint mir das Zeug dazu zu haben."

In acht Tagen war der Donnerer vollständig ausgerüstet und bemannt und trat seinen Kreuzzug im Mittelländischen Meere an, wo er bald volle Arbeit finden sollte, da eben ein Krieg mit Spanien ausgebrochen war.

Ehe wir dem jungen Leutnant und seinem Gönner weiter folgen, sehen wir uns nach seinem ehemaligen Schicksalsgefährten, John Brisbane, um. Wir verließen ihn als zweiten Leutnant auf dem Piratenschiff. Er ist es nicht mehr. Nach einer sehr dunkeln Nacht stieß nämlich der schwarze Adler unerwartet auf ein kleines englisches Kriegsschiff, das kaum so viel Kanonen, wie er selber, und wahrscheinlich auch eine geringere Bemannung hatte. Die Piraten hielten Kriegsrat, und fast alle waren der Meinung, man solle ohne weiteres angreifen und das Schiff zu entern suchen. Nur wenige, unter ihnen John Brisbane, rieten zur Flucht, indem sie vorwandten, es sei bei einem Angriff nichts zu gewinnen, wohl aber alles zu verlieren. Sie wurden überstimmt; man rüstete sich zum Gefechte. Die Engländer wichen dem Kampfe nicht nur nicht aus, sie suchten ihn vielmehr. Was ihnen an Zahl und Stärke abging, hofften sie durch ihre Kriegszucht und Tapferkeit zu ersetzen. Die Gegner näherten sich; man gab einander volle Lagen. Nach einer Weile schwiegen plötzlich die Kanonen des schwarzen Adlers. Schon hofften die Engländer, Sieger zu sein und ihr Kapitän forderte die Seeräuber durchs Sprachrohr auf, sich zu ergeben: da wendeten diese

ihr Schiff und fuhren heran, offenbar in der Absicht zu entern. Als sie schon ganz nahe herangekommen waren, gaben sie nochmals eine volle Lage und zugleich eine Salve aus dem kleinen Gewehr, die Kugeln räumten unter der auf dem Verdeck des englischen Schiffes dicht zusammengedrängten Mannschaft furchtbar auf. Die Piraten benutzten die dadurch entstandene Verwirrung; sie warfen ihre Enterhaken mit großer Geschicklichkeit aus und befestigten sie an das feindliche Schiff. Unmittelbar darauf stürzte sich eine Schar derselben, geführt vom ersten Leutnant, mit großem Ungestüm auf die englischen Matrosen. Schon neigte sich der Sieg auf ihre Seite, denn sie drängten die Engländer immer weiter zurück, da fiel ihr Anführer. In der augenscheinlichen Verwirrung, die darauf folgte, gingen die schon errungenen Vorteile wieder verloren; sie fingen an zu weichen. Da rief ihr Kapitän, der auf dem Schoner geblieben war, mit lauter Stimme: „Reserve vor!" Diese war zuvor ausgewählt und stand bereit; der zweite Leutnant sollte sie führen. Wo war aber dieser? Auf dem Verdecke nicht. Man suchte und fand ihn endlich in seiner Kajütte, jedoch in einem Zustande, der ihn völlig kampfunfähig machte; es standen vor ihm einige zum Teil geleerte Weinflaschen. Offenbar hatte er sich Mut antrinken wollen. Man ließ ihn, wo er war. Ehe nun aber ein anderer Führer bestimmt war und die Reserve sich geordnet hatte, waren die Seeräuber auf ihr eigenes Schiff zurückgedrängt worden; vom englischen Kriegsschiffe tönte ein lautes Hurra herüber. Zugleich waren dort auf den Masten und Raaen Schützen aufgestellt, deren Kugeln Tod und Verderben unter die dichtgedrängten Piraten sandten. Diesen entfiel der Mut,

und sie beschlossen, den Kampf aufzugeben und das Weite zu suchen. Es gelang ihnen durch ein Wunder; ihre Stunde war noch nicht gekommen.

Sobald man vor weiterer Verfolgung sicher zu sein glaubte, wurde auf dem schwarzen Adler die sämtliche Mannschaft zu einer allgemeinen Beratung zusammenberufen. Der Kapitän berichtete, was er von dem Verhalten Brisbanes während des Gefechtes erfahren, und klagte ihn geradezu an, daß er die Schuld trage an dem unglücklichen Ausgang des Kampfes. Hätte er sich nicht aus Feigheit zurückgezogen und sich betrunken, anstatt auf dem Posten zu bleiben, so würden sie jetzt Meister des englischen Schiffes sein und ihre Feinde auf dem Grunde des Meeres liegen, oder eine Beute der Haifische geworden sein. Zum Schluß warf er die Frage auf, was mit dem Angeklagten geschehen sollte. „Er muß sofort abgesetzt werden," lautete die fast einstimmige Antwort; etliche gingen sogar so weit, daß sie seinen Tod verlangten. Brisbane war darüber nüchtern geworden und stand leichenblaß da; daß niemand für ihn sprechen werde, hatte er doch nicht erwartet. Es blieb ihm nichts übrig, als sich in sein Schicksal zu ergeben. Er wurde abgesetzt und mußte wieder die Dienste eines gemeinen Matrosen thun. Was er auch versuchte, um sich von neuem in Gunst zu setzen und einen Anhang zu gewinnen: es wollte ihm nicht mehr gelingen.

Der „Donnerer" kreuzte unterdes im Mittelländischen Meere und that den Spaniern vielen Abbruch. Es würde uns zu weit führen, wollten wir alle die einzelnen Gefechte anführen, die er zu bestehen hatte und siegreich bestand, oder die feindlichen Schiffe und Handelsfahrzeuge nennen, die er

nahm und die den Offizieren und der Mannschaft reiche Prisengelder einbrachten. Für unsere Zwecke genügt es, zu erwähnen, daß Leutnant Parker sich ebensosehr durch seinen persönlichen Mut und seine Kaltblütigkeit im Gefecht, als durch die Umsicht, mit der er die ihm übertragenen Expeditionen leitete, auszeichnete; besonders als er in einer sternhellen Nacht ein reichbeladenes Kauffarteischiff, das eben aus Süd-Amerika zurückgekehrt war, mitten aus einem Kriegshafen unter den Kanonen des Forts herausholte und in Sicherheit brachte. Es wurde ihm eine ehrende Anerkennung zuteil, und als der zweite Leutnant, der in einem Kampfe schwer verwundet war, wegen Dienstunfähigkeit seinen Abschied nehmen mußte, rückte er ohne weiteres an dessen Stelle vor.

Bisher war die Fregatte, auf welcher er diente, nur mit solchen Schiffen zusammengetroffen, denen sie an Zahl der Geschütze und der Mannschaft gleichstand oder überlegen war. Im zweiten Jahre ihrer Expedition stieß sie aber unerwartet auf ein großes spanisches Linienschiff. Als Kapitän Holt seine Offiziere zu einem Kriegsrat zusammenberief, da war nur eine Stimme: man müsse den Kampf annehmen; an einen Rückzug sei nicht zu denken; ein solcher würde eine Schande sein für englische Seeleute, auch wenn er gelänge. Zwar sei bei der großen Übermacht des Feindes nur wenig Aussicht auf einen glücklichen Erfolg, indes bleibe nichts übrig, als das Gefecht sofort zu beginnen; es gelte zu siegen, oder ruhmvoll unterzugehen. Die Mannschaft beantwortete den Befehl, zu wenden und alles zum Kampfe bereit zu machen, mit einem lauten Hurra; sie war kampfbegeistert und zweifelte nicht am Siege, wenn er ihr auch

schwer gemacht werden sollte. — Man wartete das Herankommen des Feindes gar nicht ab, sondern ging ihm entgegen. Als man einander auf Schußweite nahe gekommen war, eröffnete die Fregatte das Feuer, der „Don Antonio" antwortete, Breitseite auf Breitseite folgte, doch war der Vorteil offenbar auf der Seite des Spaniers. Zum Unglück traf schon eine der ersten Kugeln des Don den ersten Leutnant des Donneres und riß ihn mitten entzwei. Sofort rief der Kapitän Parker zu sich, da er der nächste im Kommando war. „Was meinen Sie, Parker," sprach er, „sollen wir den ungleichen Kampf aufgeben und uns zurückziehen, ehe es zu spät ist? Unser Schiff segelt besser, als der schwerfällige Don; wir würden bald aus seinen Augen sein. Sehen Sie nur, wie unsere schöne Fregatte zusammengeschossen wird; in kurzem ist jeder Rückzug unmöglich, und wir haben nur die Wahl, uns zu ergeben oder mit dem Schiffe unterzugehen, wenn wir bis dahin noch am Leben sind." „Nimmermehr, mein Kapitän!" antwortete Parker rasch. „Unsere Losung sei und bleibe: Sieg oder Tod. Mit unsern Kanonen können wir allerdings nicht viel ausrichten. Ich meine, es bleibt uns nichts übrig, als zu entern und Mann gegen Mann die Sache auszufechten!" „Ich glaube, Sie haben Recht. Sieg oder Tod! Entweder wir nehmen den Don, oder wir sterben den Tod der Ehre fürs Vaterland!"

Der Jubel war groß, als sie diesen Beschluß vernahmen. Rasch wurden die nötigen Vorbereitungen getroffen. Parker ordnete alles an mit gewohnter Ruhe und Kaltblütigkeit. Dann entspann sich ein entsetzlicher Kampf. Die Engländer stürmten vorwärts, an ihrer Spitze Parker;

sie trotzten der Übermacht, die sie umgab, und fochten wie die Löwen. Aber ihre Kraft entsprach nicht ihrem Mute; es war nahe daran, daß sie erschöpft aufgeben mußten. Da rückte der Kapitän Holt mit der Reserve selbst heran, und Parkers Schar schöpfte frischen Mut. Der Kampf wurde immer hitziger. Jetzt drang Parker bis zum Hinterdeck vor, wo der spanische Kapitän stand. Ehe sich dieser zur Wehre setzen konnte, hatte er ihm den Degen aus der Hand geschlagen und ihn zum Gefangenen gemacht. Nachdem er denselben seinen Leuten übergeben, eilte er seinem Kapitän zu Hilfe, der auf dem Vorderdeck hart bedrängt wurde. Er kam eben recht, ihn schwer verwundet in seinen Armen aufzufangen. Ein junger spanischer Offizier hatte ihm die rechte Hand gerade über dem Gelenk abgehauen, so daß sie schlaff herabhing. Der Kapitän hatte sofort den Degen in die linke Hand genommen; da traf ihn ein Pistolenschuß in den Unterleib, und er sank zusammen. — Parker übergab ihn an zwei Matrosen mit dem Befehl, ihn auf die Fregatte zu tragen; dann rief er laut: „Mutig, Kameraden, der Sieg kann uns nicht fehlen! Laßt uns den Kapitän rächen! Beweiset Euch als ächte Engländer!" Der Widerstand der Spanier wurde bald schwächer. Die Engländer trieben einen Teil vor sich her; die andern waren verwirrt und kämpften nur schwach. Jetzt rief Parker auf spanisch: „Der Tag ist unser; ergebt Euch! Wozu weiteres Blutvergießen?" Die meisten folgten seiner Aufforderung und warfen ihre Waffen von sich. Nur einige wenige wehrten sich hartnäckig, unter ihnen der junge Offizier, der den Hieb auf den Kapitän geführt hatte. Er wollte nichts von Ergebung wissen und uchte offenbar den Tod. Parker trat ihm entgegen.

„Schont Eures Lebens," rief er ihm zu; „ergebt Euch mir. Ich ehre Euren Mut, aber allein vermögt Ihr nichts." Statt aller Antwort griff ihn der Offizier hitzig an, gab sich aber dabei eine Blöße, die sein Gegner geschickt benutzte. Er schlug ihm, wie zuvor dem Kapitän, den Degen aus der Hand und nahm ihn gefangen. Der Kampf war vorüber. Ein lautes Hurra der Engländer verkündigte ihren Sieg.

Parker traf schnell seine Anordnungen. Die Offiziere und ein Teil der Mannschaft wurden auf die Fregatte hinübergebracht; die übrige Mannschaft im Raume des Linienschiffes eingeschlossen. Dann wählte er einen Theil seiner Mannschaft aus als Besatzung des letzteren. Nachdem er so das Nötigste angeordnet, eilte er hinüber auf die Fregatte, um nach dem Kapitän zu sehen. Er fand diesen sehr matt, doch waren seine Wunden, wie der Schiffsarzt erklärte, der ihn bereits verbunden hatte, zum Glück nicht tödlich. Kapitän Holt erklärte ihm, daß er völlig außer stande sei, das Kommando zu führen; er, Parker, möge es an seiner Stelle übernehmen. Der dritte Leutnant solle auf dem spanischen Schiffe bleiben und es nach England führen.

Parker sah nun nach seinem Schiffe. Es hatte sehr gelitten und bedurfte einer gründlichen Ausbesserung, um es wieder zum Kampfe tüchtig zu machen, und zwar einer solchen, wie sie nur in den Docks möglich war. So blieb denn nichts anderes übrig, als das Schiff nach England zu führen. Aber die notdürftigsten Ausbesserungen der beiden Schiffe mußten sogleich vorgenommen werden. Da es an Händen fehlte, so wählte Parker einige von den gefangenen spanischen Matrosen aus und forderte sie auf, gegen

eine kleine Vergütung mit Hand anzulegen. Sie waren mit Freuden dazu bereit, denn das Leben im engen Schiffsraum, wo sie dicht zusammengedrängt waren, wollte ihnen nicht recht gefallen. Die zurückbleibenden Kameraden baten dringend, auch mit arbeiten zu dürfen; Parker aber konnte sich nicht dazu entschließen, eine solche Anzahl gefangener Feinde, welche seiner eigenen Mannschaft wenigstens gleichkam, auf das Verdeck kommen zu lassen. Als sich jedoch der spanische Kapitän mit seinem Ehrenworte dafür verbürgte, daß sie keinen Versuch machen würden zu einem Aufstand und zur Ueberwältigung der Engländer, gab er nach und hatte nachgehends auch keine Ursache, das zu bereuen. Die Spanier waren gegen die freundliche Behandlung, die er ihnen angedeihen ließ, nicht unempfindlich; sie thaten ihr Bestes, es ihm durch Fleiß und gutes Betragen zu beweisen. Nach wenigen Tagen waren die Schiffe wieder in segelfertigen Zustand gesetzt, soweit sich das auf hoher See überhaupt thun ließ. Die Fahrt heimwärts gestaltete sich günstig. In Gibraltar wurde angelegt. Eine wichtige und namentlich für die gefangenen Spanier äußerst erfreuliche Nachricht wurde den Seefahrern hier mitgeteilt, daß nämlich Friedensunterhandlungen zwischen England und Spanien angeknüpft und die Feindseligkeiten einstweilen eingestellt wären. Damit war auch von Parkers Herzen eine schwere Sorge genommen, die, daß die Spanier ihnen begegnen und die Schiffe angreifen möchten.

Neben der Leitung des Schiffes war seine Hauptsorge die Pflege des würdigen Kapitäns. Er that, was er nur konnte, um ihm sein Schmerzenslager zu erleichtern und minder langweilig zu machen. Bald hatte er die Freude,

daß der Kranke sich zu erholen begann; der Arzt zweifelte auch nicht mehr an der völligen Heilung seiner Wunden.

Endlich erreichte die Fregatte, von Wind und Wetter begünstigt, unter ihrem geschickten Führer mit ihrer Beute die Küste von England. Groß war die Freude aller, als man mit der Nachricht begrüßt wurde, daß der Friede wirklich abgeschlossen sei. Die gefangenen Spanier durften nun den Boden Englands als freie Männer betreten und erhielten sofort Erlaubnis, mit erster Gelegenheit in ihr Vaterland zurückzukehren. Parker brachte seine Fregatte in die Docks und übergab das spanische Schiff an die Behörden. Danach erstattete er der Admiralität seinen Bericht und erbat sich die Vergünstigung, seinen Kapitän nach London bringen und dann seiner Mutter einen kurzen Besuch machen zu dürfen. Beides wurde ihm gern bewilligt. Gleichzeitig wurde ihm ein Schreiben des ersten Lords der Admiralität überreicht, in welchem er ersucht wurde, sich bei seiner Anwesenheit persönlich bei ihm einzufinden. — Die Reise mit dem Kapitän ging ohne Unfall vorüber. Parker, dessen treue Pflege der Kranke seiner Gattin und seinen Kindern aufs höchste rühmte, wurde von der Familie sehr freundlich aufgenommen und gebeten, seinen Aufenthalt jetzt und in Zukunft, wenn er nach London käme, in ihrem Hause zu nehmen.

Als Parker am nächsten Vormittag auf dem Büreau der Admiralität erschien, erhielt er, unter Belobung seiner ausgezeichneten Tapferkeit, das Patent als Kapitän der englischen Marine. Zugleich wurde ihm das Kommando der Thetis, desselben Schiffes, auf welchem er einst als gemeiner Matrose unfreiwillig in den Dienst getreten war, über-

tragen, mit der Weisung, auf einen Kreuzzug nach Westindien zu gehen. Es wurde ihm gesagt, daß das Schiff zuvor einer gründlichen Reparatur und Ausrüstung bedürfe; erstere werde leicht zwei Monate wegnehmen, für welche ihm Urlaub bewilligt sei; die Ausrüstung möge er dann im dritten Monat selbst besorgen.

Sobald er abkommen konnte, reiste Parker nach Portsmouth. Seine Mutter traf er gesund, doch ziemlich gealtert; es fiel ihr schwer, wie früher auf den Taglohn zu gehen. Ihr Sohn bat sie dringend, sich endlich zur Ruhe zu setzen. Er händigte ihr eine für sie ansehnliche Summe ein, die er von seinem Gehalt erspart hatte, und verhieß mehr, sobald die Prisengelder, die sehr beträchtlich sein mußten, eingegangen sein würden. Zu seiner Beruhigung gab sie seinen Bitten nach. — Natürlich war die Aufnahme, die Parker in seinem Heimatsorte fand, eine ausgezeichnete. Jedermann drängte sich zu ihm, ihn zu bewillkommnen und ihm Achtung zu bezeigen; denn man hatte den Bericht von der Wegnahme des spanischen Linienschiffes in den Zeitungen gelesen, und jeder wollte die Bekanntschaft des Helden machen oder erneuern. Mehrere junge Burschen kamen zu ihm und baten ihn, sie als Matrosen auf seinem Schiffe anzunehmen, was er für den Fall, daß die Mannschaft desselben noch nicht vollzählig sei, gern zusagte, um so lieber, als ihm das Pressen von Matrosen noch immer in der Seele zuwider war. — Seine Schwester feierte in den Tagen seiner Anwesenheit ihre Hochzeit mit dem Sohne des Pächters, bei dem er einst als Knabe auf Tagelohn gearbeitet hatte. Auf der Hochzeit selbst war er, wie sich von selbst versteht, der gefeierte Mann und erhielt den Ehrenplatz.

Die Summe der Prisengelder, welche auf Parkers Anteil fiel und ihm gleich nach seiner Rückkunft nach London ausbezahlt wurde, war eine ziemlich bedeutende. Er konnte davon nicht nur die Zukunft seiner Mutter sicher stellen, sondern sich für seinen neuen Stand vollständig ausrüsten. Als die zwei Monate, die für die Reparatur der Thetis bestimmt waren, zu Ende gingen, verfügte er sich auf sein Schiff, die Ausrüstung desselben zu überwachen. Die erforderliche Mannschaft war bald zusammen, ohne daß es nötig gewesen wäre, Matrosen zu pressen. Denn viele der älteren Matrosen, die nach dem Frieden mit Spanien ihren Abschied erhalten hatten, drängten sich herbei, unter dem in kurzem so berühmt gewordenen Manne weiter zu dienen. Was an der vollen Zahl etwa noch fehlte, machten die Freiwilligen aus seinem Heimatsdorfe aus. Als die Thetis zum Auslaufen bereit war, ging Parker noch auf einige Tage nach London. Er wollte nämlich um die zweite Tochter des Kapitäns Holt, eine nach Geist und Herz treffliche Jungfrau, Namens Emma, anhalten. Eltern und Tochter gaben freudig ihre Zustimmung, und er schied als Verlobter; die Trauung wurde bis auf seine Rückkehr aus Westindien verschoben.

Dorthin richtete also die Thetis ihren Lauf. Ihr erstes Ziel war wiederum Port-Royal in Jamaika, und der Zweck ihrer Sendung bestand in Aufsuchung und Ausrottung der Seeräuber, die jene Gegend noch immer unsicher machten.— Es gelang Parker, zwei ihrer Schiffe nach blutigem Kampfe zu nehmen und die Seeräuber zur verdienten Strafe zu bringen. Nur der schwarze Adler war noch übrig; er hatte sich bisher allen Nachstellungen zu entziehen gewußt und setzte sein altes, blutiges Handwerk fort. Da wurde

dem Kapitän Parker eines Tages, als er gerade in Kingston war, auf der Straße von einem Neger ein Papier eingehändigt, worin ihm von einem der Mannschaft des Adlers das Anerbieten gemacht wurde, ihm den Aufenthaltsort desselben gegen Zusicherung einer Belohnung von fünfzig Pfund Sterling und Straflosigkeit für seine Person zu verraten. Es wurde gesagt, daß gegenwärtig der Schoner nur schwach bemannt sei und von unfähigen Offizieren befehligt werde. Sollte das Anerbieten angenommen werden, so möge man einen versiegelten Zettel, unter der Adresse J. B., in einem gewissen Wirtshause abgeben, worauf das weitere erfolgen werde. Nachforschungen anzustellen nach dem Schreiber des Briefes möge man unterlassen; sie würden zu nichts führen, als daß man das Anerbieten zurückziehe. Parker hielt die Sache für wichtig genug, um sie den Behörden in Kingston mitzuteilen. Sie waren der Meinung, man müsse das Anerbieten annehmen, und erklärten sich bereit, die Verantwortlichkeit dafür zu übernehmen, sowie die geforderte Summe von fünfzig Pfund Sterling aus den Mitteln der Insel zu zahlen. Es lag ihnen alles daran, daß die Schiffahrt völlig frei werde. Parker ging auf das Anerbieten ein in der ihm bezeichneten Weise. Nach einigen Wochen empfing er die Nachricht, daß der „schwarze Adler" im Hafen von Martinique, einer französischen Insel, vor Anker liege und an dem und dem Tage von dort nach Guadeloupe unter Segel gehen werde. Es wurde nun um eine förmliche Bescheinigung des Empfanges und nochmalige Zusicherung der gegebenen Zusagen gebeten. Unterzeichnet war diesmal John Brisbane. — Parker zweifelte nicht einen Augenblick, daß es sein ehemaliger

Gefährte sei, der nun so tief gesunken war, daß er auf Verrat an seinen Genossen sann. Es blieb ihm, wie sehr sich auch sein Gefühl dagegen sträubte, nichts übrig, als die verlangte Zusicherung zu geben und die nötigen Schritte zu thun, um den Verrat zu benutzen und wo möglich den „schwarzen Adler" durch Überraschung zu nehmen.

John Brisbane war, seitdem er von seinem Posten als Leutnant abgesetzt worden war, in der That immer tiefer gesunken. Er hatte sich ganz und gar dem Trunke ergeben und fröhnte ihm, selbst an Bord des Schiffes, in so toller Weise, daß er wiederholt unfähig war, die von ihm verlangten Arbeiten zu thun. Der Kapitän hatte endlich gedroht, ihn als ein völlig unnützes Glied ihrer Gesellschaft bei nächster Gelegenheit über Bord werfen zu lassen. Seine Genossen gaben ihm ihre Verachtung auf mannichfache Art zu erkennen und zu fühlen. Brisbane schwor darum diesen und jenem Rache, nur war er über die Ausführung derselben nicht im klaren. Nach langem Hin- und Hersinnen entschloß er sich, das Schiff samt allen, die darauf waren, an den englischen Kapitän zu verraten, vorausgesetzt daß ihm Belohnung und Straflosigkeit zugesichert werde. Nachdem er diese Zusage erhalten, suchte er Gelegenheit, das Schiff heimlich zu verlassen; aber sie wollte sich nicht finden. Noch am letzten Tage ihres Aufenthalts vor Martinique schlug ihm der Kapitän die Bitte, ans Land gehen zu dürfen, rund ab, weil noch vieles an Bord zu thun war, und er schon am Nachmittage unter Segel zu gehen beschlossen hatte. Nach dem Mittagessen betrank sich Brisbane wie gewöhnlich; als der Schoner wirklich unter Segel ging, lag er, seiner Sinne nicht mehr mächtig, auf dem Verdeck. Einer der

Matrosen, dem er im Wege lag, stieß ihn mit dem Fuße hinweg. Als der Betrunkene im Fortrollen sich umwendete, fiel ein Papier aus seiner Brusttasche. Der Matrose hob es auf und gab es, da er es selbst nicht lesen konnte, dem diensthuenden Leutnant. Es war ein Schreiben des Kapitäns Parker, an John Brisbane gerichtet, und lautete: „Wenn die Nachrichten, die Sie dem Unterzeichneten gegeben haben, sich als richtig erweisen, so bin ich ermächtigt, Ihnen im Namen des obersten Gerichtshofes von Jamaika für Ihre Person Straflosigkeit zuzusichern und zugleich die bedungene Belohnung von fünfzig Pfund Sterling. Sie können dieselbe, unter obiger Voraussetzung, bei dem Handlungshause John Scott & Co. gegen Vorzeigung dieses Schreibens erheben." Der Leutnant machte sofort die nötige Mitteilung an den Kapitän. Dieser änderte vor allen Dingen den Kurs des Schiffes; dann rief er sämtliche Mannschaft zusammen und teilte ihr den Inhalt des Schreibens mit. Alle waren empört über die Verräterei des Elenden und forderten einstimmig, daß er gehenkt werde. Der Schuldige wurde herbeigeholt; er war kaum vom Schlafe zu erwecken. Als er endlich begriff, um was es sich handelte, und durch die ihm drohende Gefahr einigermaßen nüchtern geworden war, suchte er die That abzuleugnen; und als ihm das nicht gelang, ergoß er sich in Schmähungen gegen den Kapitän und seine Genossen. Man machte kurzen Prozeß, band ihm die Hände auf den Rücken, heftete das Schreiben des englischen Kapitäns offen auf seine Brust, legte ihm die Schlinge um den Hals und zog ihn an der Raae in die Höhe.

Kaum war man damit zustande gekommen, als die

Wache oben auf dem Maste das Auftauchen eines Fahrzeuges am Horizont meldete und bald darauf hinzufügte, es scheine ein englisches Kriegsschiff zu sein. Es war wirklich die Thetis, die gerade noch zu rechter Zeit kam. Die meisten waren für schleunige Flucht, einige wenige für den Kampf auf Leben und Tod. Der Kapitän schlug sich zu denen, die für die Flucht stimmten; und da man ihn als einen entschlossenen, tapferen Mann kannte, der gewiß nicht zur Flucht raten würde, wenn ein Kampf Aussicht auf Erfolg habe, stimmten ihm nun alle bei. Der Schoner wurde gewendet, alle Segel wurden beigesetzt. Es war aber zu spät. Denn nach wenigen Minuten tönte die Stimme des Kapitäns der Brigg durchs Sprachrohr herüber: „Ergebt Euch, oder wir schießen Euch in den Grund!“ „Thut's, wenn Ihr könnt!“ schallte es zurück; „wir ergeben uns nimmermehr.“ In kurzem war der Kampf im Gange. Von beiden Seiten donnerten die Kanonen. Aber das Glück schlug sich diesmal auf die gerechte Seite. Prasselnd fiel der Nordmast des Schoners aufs Verdeck nieder; die Raae, an welcher der Verräter noch immer hing, zerschmetterte, und der Leichnam stürzte mitten unter die an jener Stelle dicht zusammengedrängte Mannschaft herab. Während zwei Matrosen die Leiche über Bord schleuderten, traf einen der beiden eine Kugel, und er stürzte mit in die Tiefe hinab. Das alles war nicht geeignet, den Mut der Räuber zu erheben. Als nun gar ihr Kapitän durch eine Kugel mitten entzwei gerissen wurde, fing die Mannschaft an zu verzagen. Einige schlichen sich unter das Verdeck, betranken sich und wurden nun ganz unfähig zum Kampfe. Da gab der Leutnant, sonst ein tollkühner Mann, alles verloren. „Lebend sollen sie uns nicht haben,“ mur-

melte er vor sich hin, ergriff eine Lunte und eilte hinunter zum Pulvermagazin. Im nächsten Augenblick schoß eine hohe Feuersäule in die Luft. Dann flogen die Schiffstrümmer weit umher; manche davon fielen auf die Brigg und richteten nicht unbedeutenden Schaden an, doch ging dadurch nur ein Menschenleben verloren. — Eine Totenstille folgte.

Das war also das Ende des schwarzen Adlers! Kapitän Parker war tief bewegt. „Gerechter Gott!" rief er aus, „du bist gerecht! Ich danke dir, daß von dem Augenblicke an, da wir beide als Gepreßte an Bord gebracht wurden, du mich einen andern Weg geführt hast, als den, welchen mein armer Genosse einschlug. Es war deine Gnade, nicht mein Verdienst. Möge ich nie aufhören, dir dankbar zu sein!" — Hierauf befahl er, die Boote auszusetzen, um, wenn noch ein oder der andere der in die Luft Gesprengten am Leben sein sollte, ihn aufzufischen und an Bord zu bringen. Ein einziger wurde aufgefunden; er war schwer, ja tödlich verwundet. Man behandelte ihn menschlich; seine Wunden wurden sorgfältig verbunden, wie die der eigenen Leute. Parker selbst redete freundlich mit ihm. Das ging ihm zu Herzen, denn er war noch nicht lange bei den Seeräubern gewesen und keineswegs verhärtet. Er hörte aufmerksam auf das, was Parker ihm sagte von einem Heiland der Sünder, der keinen hinausstoße, der zu ihm komme und Vergebung suche. Nach wenigen Tagen starb er als ein reuiger Sünder, der auf Gnade hoffte.

In Kingston war großer Jubel, als die Brigg in den Hafen einlief und die Nachricht von der Vernichtung des schwarzen Adlers, der so lange der Schrecken der dortigen Handelsschiffe gewesen war, sich in der Stadt verbreitete.

Bald rühmten alle Zeitungen die Thaten der Thetis, der es gelungen war, das Meer von den Seeräubern zu säubern; auch nach England wurden sie gemeldet und Parkers Name dort mit Achtung genannt.

Als die dreijährige Dienstzeit der Thetis in Westindien zu Ende war, kehrte sie nach England zurück. Parker erhielt die Beförderung zum Post-Kapitän und das Kommando der Fregatte Halcyone. Die Trauung mit seiner Verlobten mußte bald vollzogen werden, da er nur kurzen Urlaub erhielt. Seine Mutter und seine übrigen Verwandten mußten zu seiner Hochzeit nach London kommen, wo sie im Hause des Kapitäns aufs herzlichste willkommen geheißen wurden.

Parker hatte kaum den Befehl der Fregatte übernommen, als ein Krieg mit Frankreich ausbrach. Auch in diesem bewährte er den hohen Ruf, den er sich bereits erworben hatte. — Nach einem Jahre schon erhielt er das Kommando eines Linienschiffes. Bei mehreren Gelegenheiten zeichnete er sich so rühmlich aus, daß er am Ende des Krieges die Stufe eines Vize-Admirals erstieg. Als nach einigen Jahren ein neuer Krieg ausbrach, wurde er zum Admiral ernannt und erhielt als solcher das Kommando über eine ganze Flotte. Mit dieser gewann er einen Seesieg, welcher den Friedensschluß zur Folge hatte. Sein Name wurde überall genannt; man zählte ihn zu den tüchtigsten Seehelden, die England aufzuweisen hatte. Als er sieggekrönt zurückkehrte, wurde er mit Ehrenbezeugungen aller Art überhäuft; mehrere Orden zierten seine Brust. Er aber blieb bei alle dem der schlichte Mann, der er immer gewesen war, und was mehr ist, derselbe gläubige Christ, der sich nie schämte, seine religiösen Überzeugungen offen auszusprechen.

Als er einst, viele Jahre später, schon ein Greis in Silberhaaren, mit seiner Flotte im Kriegshafen von Portsmouth lag, besuchte ein Agent der damals soeben ins Leben getretenen Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft den Hafen mit einem Vorrat von Bibeln und Neuen Testamenten, um solche auf den englischen Kriegsschiffen zum Verkauf auszubieten. Sobald er das Admiralschiff betrat, um sich Erlaubnis zu holen, den Matrosen seine Bücher zeigen zu dürfen, wurde er von dem diensthuenden Leutnant, der ein ungläubiger Mann war, hart angelassen. „Macht, daß Ihr fortkommt," sprach dieser, „hier brauchen wir Eure Ware nicht." „Warum nicht?" fragte der Agent mit Sanftmut. „Meine Bücher enthalten das Wort des Lebens, das für die Leute, die in ihrem Berufe so oft dem Tode ins Auge sehen müssen, von doppeltem Werte sein muß." „Ich habe Euch schon gesagt," erwiderte hitzig der Leutnant, „Ihr sollt machen, daß Ihr fortkommt. Eure Bücher mögen gut sein für alte Weiber und abgelebte Greise, aber nicht für Männer, am wenigsten für brave Seeleute." Plötzlich erblickten beide Männer den greisen Admiral, der unbemerkt hinzugetreten war und wohl einen Teil des Gesprächs gehört haben mochte. Sie grüßten ihn ehrfurchtsvoll. „Was giebt's hier?" fragte er, „ich glaube scharfe Worte gehört zu haben." Der Leutnant berichtete, wie er den Bibelmann mit seinem Verlangen abgewiesen und dieser nicht habe weichen wollen. „Sie haben Unrecht daran gethan, ihn ohne weiteres abzuweisen," sprach er zum Leutnant; „Sie hätten mir Meldung thun sollen von dem Begehren des Fremden. — Ich gebe Ihnen gern die gewünschte Erlaubnis," fuhr er, zum Agenten gewendet, fort, „und wünsche Ihnen den besten Erfolg

Ihrer lobenswerten Bemühungen, das Wort Gottes zu verbreiten. Wenn Ihre Geschäfte hier zu Ende sind, so statten Sie mir Bericht ab. Ich werde Ihnen gern eine Empfehlung an die Kapitäne meiner Flotte mitgeben, die Ihnen, wie ich hoffe, überall eine freundliche Aufnahme sichern wird." Der Agent dankte und begab sich aufs Vorderdeck. Dort verkaufte er seinen ganzen Vorrat an Bibeln und Testamenten; er hätte noch mehr absetzen können, wenn er mehr bei sich gehabt hätte. Als er dies dem Admiral berichtete, freute sich derselbe und lud ihn ein, da es bald Essenszeit war, sein Gast zu sein. Es waren mehrere Offiziere zur Tafel geladen, unter ihnen der Leutnant, der den Agenten so barsch abgewiesen hatte. Der Admiral sprach bei Tische seine große Freude über die neueren Bestrebungen aus, das Wort Gottes in jedermanns Hände zu bringen. „Ich bin nicht der Meinung," sprach er mit Nachdruck, „daß die Bibel nur ein Buch für alte Frauen und abgelebte Greise sei, aber nicht für Männer und namentlich nicht für brave Seeleute, wie einige behaupten wollen. Ich behaupte im Gegenteil, daß niemand mehr Gebrauch davon machen sollte, als gerade wir Seeleute. Weit entfernt, uns untüchtig für unsern Beruf zu machen, stärkt es unsern Mut, indem es uns sagt, daß auch die Haare unseres Hauptes alle gezählt sind, und daß kein Feind ohne Gottes Willen uns etwas anhaben kann. Es ermuntert uns zur Treue gegen unsern König und unser Vaterland; es gewährt uns Trost und Aufmunterung in Widerwärtigkeiten und ist in allen Lagen unseres Lebens unsers Fußes Leuchte und ein Licht auf unserm Wege. Ich habe das selbst erfahren, meine Herren, und spreche aus innerster Überzeugung. Daß es

mir gelang, treu und tapfer zu sein und mir die Zufriedenheit meiner Vorgesetzten, ja meines Königs und meines Landes zu erwerben und zu erhalten, schreibe ich nicht meinem Verdienste, noch meinen natürlichen Anlagen zu, sondern den Lehren, die ich in diesem köstlichsten aller Bücher gefunden und mir zu Herzen genommen habe. Wollte Gott, daß keiner meiner Leute ohne Bibel wäre und jeder täglich darin läse!" — Diese Worte des Admirals waren nicht verloren. Mancher Offizier bewegte sie in seinem Herzen und ließ sie zum bleibenden Segen werden.

Als Admiral Parker seinem Lande fünf und vierzig Jahre treu gedient hatte, bat er u mseinen Abschied. Er erhielt ihn in den ehrenvollsten Ausdrücken und zugleich seine Ernennung zu dem einträglichen Ehrenposten eines Gouverneurs vom Hospital für invalide Seeleute in Greenwich. Zuvor aber wurde er vom König in den Adelsstand erhoben.

Sir Alfred erreichte ein hohes Greisenalter. Seine drei Söhne hatten dieselbe Laufbahn gewählt, auf der er zu hohen Ehren emporgestiegen war; sie wurden ausgezeichnete Offiziere. Als er alt geworden war und seine Augen dunkel, war doch noch das Wort Gottes seines Fußes Leuchte und ein Licht auf seinem Wege.

So hatte sich auch in bezug auf die beiden Jünglinge, die einst zugleich als „Gepreßte" an Bord der Thetis kamen, das Wort des Psalmisten bewährt: „Wohl dem, der nicht wandelt im Rate der Gottlosen, noch tritt auf den Weg der Sünder, noch sitzet, da die Spötter sitzen; sondern hat Lust zum Gesetz des Herrn und redet von seinem Gesetz Tag und Nacht." Ps. 1.

Das Galgenholz.

I.

In einer elenden Dorfkneipe saßen drei Männer beim Spiel. Eine Hängelampe warf ihr trübes Licht auf den Tisch und beleuchtete die vom Schmutz klebenden Karten und den steinernen Krug, aus dem der Branntwein duftete, welcher fleißig in der Reihe herumging. Fast noch ekelhafter aber als diese Gegenstände waren die Gesichter der Spieler anzusehen. Struppige Bärte gaben den rohen, gemeinen Zügen ein wahrhaft abschreckendes Aussehen, und wer die drei in dem Qualme ihres stinkenden Tabaksdampfes gesehen hätte, wäre versucht worden, sie für ächte Strauchdiebe oder Räuber zu halten. Am widerlichsten sah der aus, den die andern Diether nannten. Ein ältlicher Mann war er schon, wenigstens sah er sehr gealtert aus, da sein sonst schwarzes Haar am Haupt das Grau mehr als bloß durchschimmern ließ. Die Furchen auf seinem Gesichte waren wohl von den gemeinsten Leidenschaften gegraben.

Die alte Schwarzwälderuhr hob aus. „Schon neun Uhr," sagte Diether, „und der Andres noch nicht da? Gebt acht, der Kerl hat Reue. Die paar Thaler, die er verloren, machen ihn schon abtrünnig. Es wäre schade um den kecken Burschen, wenn er die sechshundert Thaler, die er von seinem Vater geerbt, in ein paar Acker vergraben wollte. Ein tüchtiger Bauer wird doch nicht aus ihm, zu uns aber würde

er gut passen. Wir müssen alles anwenden, daß er nicht rückwärts geht."

Er hatte kaum ausgeredet, als ein junger Bursch in die Stube trat.

„Da ist er ja!" riefen alle drei. — „Warum so spät Andres? wir haben schon prächtige Spielchen gemacht." — „Hol' euch der Teufel!" sagte der Bursche finster. „Ich habe gar nicht mehr in eure Gesellschaft kommen wollen, aber es hat mich gejuckt und gejuckt, ich konnte nicht daheim bleiben und bin nun meinem Vorsatz zum Trotze doch wieder da." — „Da trink," sagte Diether und reichte ihm den Krug. „Närrischer Kerl, werde doch einmal vernünftig! Was thust du denn so allein zu Hause? Ein Bursche wie du muß sein junges Leben genießen. Oder willst du ein dummer Junge werden, den Ochsen nachgehen, dein Leben im Viehstall zubringen und steif und kreuzlahm werden, wie die Bauern alle? Du wärst ein rechter Narr, wenn du das köstliche Leben, das wir führen, mit der Schinderei eines Bauern vertauschen wolltest." — „Diether," versetzte Andres, nachdem er einen tüchtigen Zug aus dem Kruge gethan, „du bist der Teufel. Wen du einmal in den Klauen hast, der kommt nicht mehr los. Ich merk's an mir. Den Schnaps, der mir früher zuwider war, kann ich jetzt nicht mehr lassen! Nun denn, ich bin wieder bei der Waldpartie, aber spielen werd' ich nimmer."

Die drei sahen ihn groß an. „Setz' dich nur her," sprach Diether, „es ist noch zu früh, um aufzubrechen. Die vermaledeiten Grünröcke müssen erst im Neste sein, ehe wir ausfliegen. Du brauchst deswegen nicht zu spielen; denn ich merke schon, die paar Thaler, die du nacheinander ver-

loren, liegen dir im Magen wie Blei. Du hast Anlage, geizig zu werden, Kerl.“ — „Was? geizig?“ schrie der Bursche. „Das redet der Teufel aus dir. Hab' ich nicht gestern noch die letzten zwölf Gulden vom zweiten Hundert meiner Erbschaft verloren, ohne ein scheeles Gesicht dazu zu machen?“ Er griff in die Tasche, warf eine Handvoll Geld auf den Tisch und rief: „Da seht, ob ich geizig bin!“

Die Augen der Spieler funkelten, als sie das schöne Geld sahen; Diether aber hatte schnell seinen Blick wieder im Zaun, schob das Geld zurück und sagte anscheinend ganz gleichgültig: „Wozu so viel Geld im Sack, wenn du nicht spielen willst? Der Schnaps wird so viel nicht kosten, wir sind noch am ersten Krug.“

Damit mischte er ruhig die Karten, gab sie herum, trank und reichte dem Andres den Krug, der ihn vollends leerte und der schmutzigen Wirtin hinreichte, um ihn wieder füllen zu lassen. Das Spiel ging wieder seinen früheren Gang. Andres sah anfangs ruhig, dann aber immer erregter zu, Gewinn oder Verlust von der einen und andern Seite nahm ihn gewaltig in Anspruch. Diether merkte das wohl, sagte aber erst nach einiger Zeit: „Siehst du, Andres, heute ist der Rußfritz im Gewinn. Es geht nicht anders: heute mir, morgen dir.“

Die drei spielten ruhig fort. Andres ward immer unruhiger, that einige Züge aus dem Kruge, schlug dann plötzlich auf den Tisch und sagte: „Gebt her! meinetwegen, zwicken will ich mit euch, aber würfeln thu' ich nicht mehr, das Würfeln hat der Satan erfunden.“ — „Andres!“ erwiderte Diether bedächtig, „du hast gesagt, du wolltest nicht mehr mit uns spielen. Ich rate dir ab, du könntest

sonst sagen, wir hätten dich dazu verleitet." — „Aha!" lachte Andres, „du willst keinen Vierten bei der Partie haben, weil du einmal im Verlust bist, alter Rabe!" — „Deswegen nicht," versetzte jener ruhig. „Wenn du durchaus willst — da hast du Karten!"

Andres griff gierig danach. Um Diethers Mund spielte ein höhnisches Lächeln; denn das war es gerade, was er gewollt hatte. Andres spielte hitzig, und um so hitziger, da er einige Male gewann. Bald aber ging das Verlieren wieder an, und in weniger als einer Stunde war die wohlgespickte Tasche des Burschen leer. Die andern hatten sein Geld, das meiste davon Diether.

Eben schlug es zehn. Diether warf die Karten auf den Tisch, stand auf und sagte: „Jetzt fort! es ist hohe Zeit, draußen wird's sauber sein, wir dürfen keine Stunde mehr verlieren, wenn wir einen guten Taglohn verdienen wollen!"

Der, den Diether den Rußfritz genannt hatte, sah, daß Andres ein finsteres Gesicht machte.

„Andres," sprach er, „es ist nicht anders, als wie ich immer sagte: der Diether hat Galgenholz im Sack, und wer das hat, mag eine Zeit lang verlieren, wie er will, er gewinnt doch immer wieder. Das ist auch die Ursache, warum er immer den glücklichen Schuß thut, der ihm doppelten Anteil an der Beute einträgt." — „Dummer Schwätzer!" sagte Diether, „lernet spielen und treffen wie ich, und ihr werdet in demselben Vorteil sein. Übrigens ist es gar nicht wahr, daß ich immer gewinne. Hab' ich nicht neulich drei Kronen verloren? Doch marsch! es ist Zeit!"

Damit ging er in eine dunkle Kammer, wohin ihm die Wirtin mit der Lampe folgte. Nach kurzer Zeit trat er

wieder heraus, zwei Büchsen in der Hand. „Alles in Ordnung!“ sagte er, gab jedem der andern eine Büchse, teilte Pulver und Blei aus, und so bewaffnet schlichen die vier Wilderer durch die Hinterthür der Schenke hinaus ins Freie.

II.

Andres saß daheim in seinem Stübchen, leerte den Inhalt eines Geldsäckchens auf den Tisch und überzählte die blanken Thaler. War seine Miene anfangs schon finster, so wurde sie es immer mehr, je näher er dem Ende seines Geschäftes kam.

„Kaum die Hälfte mehr!“ murmelte er zähneknirschend; „wo will das hinaus?“ Er sprang auf, ging heftig in der Stube auf und ab und brach endlich in die Worte aus: „O, wenn das mein seliger Vater wüßte, der das bischen Vermögen so sauer verdiente und zusammen sparte! Ich bin ein schlechter Mensch, so schlecht wie die andern! Warum habe ich mich mit ihnen eingelassen? Aber nein, sie sollen mich nicht mehr bei sich sehen. Wie werden sie mich verhöhnen und verspotten! Thut nichts, ich will doch nicht mehr mir ihnen halten. Jetzt sitzen sie wohl in der Schenke und spielen und trinken. Ich will doch nicht mehr, nie mehr!“ Mit diesen Worten raffte er das Geld vom Tisch zusammen in das Säckchen und schloß es in den Schrank. Er fing an sich auszukleiden, denn es war sein fester Wille, nicht in die Schenke zu gehen. Schon lag er im Bett, aber das Licht war noch nicht ausgelöscht. Er brütete über seinen bisherigen Verlusten und konnte es nicht übers Herz bringen, daß das schöne Geld in Diethers und der andern Hände sein, daß es nach und nach durch ihre Gurgeln gejagt

werden sollte. „Wenn ich es wieder gewinnen könnte!“ rief er halblaut. „Das müßte aber bald geschehen, ehe sie es durchgebracht haben.“

Plötzlich fiel ihm Rußfritzens oft gebrauchte Redensart ein: der Diether hat Galgenholz im Sack. „Galgenholz?“ rief er aus und richtete sich im Bette auf. „Ja, ja,“ sagte er, „es muß geschnitten werden, wenn ein Gehenkter noch am Galgen baumelt, und um Mitternacht. Ist nicht drüben am Hochgericht neulich der Mörder gehenkt worden? Galgenholz muß ich haben, dann will ich sie zahm machen. Wer es hat, muß gewinnen, und wenn er auch dann und wann verliert, er muß doch wieder gewinnen.“

Er sprang rasch aus dem Bette, fuhr in die Kleider, suchte ein Beil hervor, löschte die Lampe aus und stürzte aus dem Hause.

Es war schon tief in der Nacht, als Andres flüchtig und scheu, wie ein Verbrecher, durch das Dörfchen eilte. An der wohlbekannten Kneipe stand er still, legte das Ohr an den Laden und hörte, wie Rußfritz eben einen Faustschlag auf den Tisch führte und ausrief: „Trumpf aus! Diesmal wird dein Galgenholz zu schanden!“ — „Ich will es ihm noch anders zu schanden machen,“ murmelte Andres. „Sein altes soll meinem frischen neuen nicht Stich halten.“

Mit diesen Worten eilte er flüchtigen Fußes von dannen. Trotz Dunkelheit und Sturm lief er wenigstens zwei Stunden fort, ehe er anhielt. Auf einem weiten Sandfelde, das einer unwirtbaren Heide glich, fing er an, seine Schritte zu mäßigen. Sein Herz pochte stürmisch, er wußte selbst nicht recht, ob von dem angestrengten Laufe oder vor innerer Erregung und Angst. Eben ging der Mond auf

und warf zwischen den pfeilschnell dahin fliegenden Wolken sein bleiches Licht auf die öde Heide. Es ließ in geringer Entfernung die Umrisse eines aufgeworfenen Sandhügels und auf diesem den Galgen hervortreten, an dem der Leichnam eines Gehenkten im Winde hin und her schwankte. Andres fühlte einen Schauder durch alle seine Glieder rieseln; er blieb stehen und starrte nach dem Hochgerichte hinüber, er hielt den Atem an und lauschte, ob außer dem Pfeifen des Sturmes kein anderer Laut vernehmbar sei. Da hörte er ganz in der Ferne den Schlag einer Turmuhr. Er zog seine Taschenuhr hervor und hielt solche gegen das Mondlicht. Es war eine Viertelstunde vor Mitternacht.

Da galt kein Zögern mehr. Entweder mußte er vorwärts und rasch ans Werk, oder sein nächtlicher Gang war vergeblich, sein Geld blieb verloren, vielleicht auf immer. Dieser Gedanke trieb ihn dem nahen Hügel zu. Aber seine Kniee wankten, als er denselben hinaufstieg, denn ein furchtbares Schauspiel stand in dieser so ungewöhnlichen Stunde vor seinen Augen. An dem Galgen beschien das Mondlicht jetzt das ausgedörrte Gerippe des Gerichteten, dessen zerfleischtes Gesicht einen Entsetzen erregenden Anblick bot; dann warf wieder eine dichte Wolke ihren unheimlichen Schatten auf die schwebende Leiche, die im Sturme schwankte, während das Seil mit markdurchschneidendem Tone ächzte.

Einen Augenblick überkam den Burschen der gute Gedanke, daß er im Begriffe stehe, eine Frevelthat zu begehen, und es fehlte wenig, so wäre er umgekehrt. „Will ich ja doch nichts weiter, als ein Stückchen Holz von diesen Balken," sagte er dann, „das kann doch nichts Unrechtes sein." Er zog abermals die Uhr hervor und sah, daß es nur noch

wenige Minuten bis Mitternacht seien. Rasch stürzte er auf den Galgen zu, kletterte daran hinauf und schwang sich oben auf den Querbalken, an dem der Verbrecher hing. Das Beil war bereit, und als die ferne Glocke, deren Ton er vorhin gehört hatte, den zwölften Schlag ertönen ließ, fuhr das Eisen in das Holz und trennte einen Span davon ab. Andres steckte das Galgenholz zu sich, rutschte schnell wieder an dem Stamme hinab und floh, ohne sich umzusehen, wie ein gejagtes Wild quer über die Heide seinem Dörfchen zu. War er schnell zu dem Galgenhügel gekommen, so kam er doch noch viel schneller heim; denn es war ihm, als jage der Gehenkte mit allen Schrecken der Nacht und des Todes hinter ihm drein. Er sah nicht ein einziges Mal um, denn der Sturm, der hinter ihm herpfiff, hetzte ihn; er glaubte durch denselben immerfort das widerliche Pfeifen und Ächzen zu hören, das ihn unter dem Galgen mit Entsetzen erfüllt hatte.

Zwei Uhr war vorüber, als er sich halb tot vor Schrecken und Müdigkeit auf sein Lager warf.

III.

In der Schenke saßen die Wilderer wieder beisammen mit Andres, tranken und spielten wie gewöhnlich.

„Ein Teufelskerl, der Andres!“ hob Diether an, „das Glück läuft ihm ordentlich zu. Neulich schießt er den feisten Rehbock; heute scheint's, als wolle er uns im Spiele förmlich ausschmieren. Und zudem auch noch Glück in der Liebe, ganz gegen das Sprichwort: Wer Glück in der Liebe hat, hat keins im Spiel. Siehst du, Jüngelchen, wie sich das Blättchen wenden kann? Hab' ich dir nicht schon oft genug gesagt: heute mir, morgen dir?“

Andres lächelte still vergnügt vor sich hin; er wußte ja, woher es kam: er hatte ja sein unter Angst und Schrecken geholtes Galgenholz in sein Kleid genäht, um es für alle Fälle bei sich zu haben. Nun fing er an, wild und keck darauf loszuspielen, trank tüchtig dazu und baute fest auf seinen zauberischen Talisman, auf die Unwandelbarkeit seines Glückes. Sein verlorenes Geld sollte, mußte wieder herbei, und noch mehr dazu.

Es war aber noch lange nicht zehn Uhr, als er schon den Kopf über sein Galgenholz zu schütteln begann. Sein Häuflein Geld hatte merklich abgenommen und schwand endlich bis auf wenige Groschen zusammen. Er biß die Zähne zusammen vor Wut, dachte aber immer wieder an Rußfritzens Wort: wer Galgenholz hat, mag eine Zeit lang verlieren, wie er will, er gewinnt doch immer wieder! Darauf hin warf er die Karten weg und rief erbost: „Wir wollen würfeln!“

Mit einem Seitenblick auf die paar übrigen Groschen versetzte Diether: „Hast du denn noch Geld, Andres? Wenn's dir darum zu thun ist, ich würfle auch.“

Ohne ein Wort zu entgegnen, stand Andres rasch auf und verließ die Stube und das Haus. Diether sah ihm mit schadenfrohem Hohne nach, und die beiden andern lächelten ganz vergnügt. Es währte nicht lange, so trat der Bursche wieder herein und legte eine schwere Handvoll Geld vor sich auf den Tisch. Die Wirtin hatte inzwischen die Würfel schon gebracht, und ohne Verzug klapperten sie auf dem schmutzigen Tische. Anfangs schien sich das Galgenholz, das Andres bei sich trug, wieder bewähren zu wollen — er gewann. Aber, ob's mit rechten oder unrechten

Dingen zuging, noch keine Stunde war um, als der Bursche abermals sein Geld verschwunden sah. Mit einem greulichen Fluche stürzte er den Rest des Kruges hinunter und stand auf. Diether tröstete ihn und sprach: „Gieb acht, Andres, das Blatt wendet sich morgen doch wieder. Heute mir, morgen dir.“ — „Daß du in der Hölle wärest!“ schrie Andres im höchsten Zorne. „Es ist ganz auf meinen Ruin abgesehen.“ — „Ihr seid Zeugen, daß niemand als der Andres das Würfeln aufs Tapet brachte,“ versetzte Diether ruhig und gelassen. „Was willst du nun schelten und toben? Andres sei vernünftig; wir bringen's heute nacht wieder ein; ich weiß, daß wir einen guten Fang thun werden, und du sollst dabei auf dem besten Platz stehen, damit du deines Schadens wieder beikommst. Nun auf!“

Damit gingen die Wilderer wieder wohl bewaffnet ihre bekannten Pfade, Andres, der nichts als einen Branntweinrausch davongetragen, finster grollend hintendrein. Sie betraten den Wald mit kaum hörbaren Tritten, Diether immer voran, denn er war der gewandteste in dem nächtlichen Geschäfte, das er schon seit einer langen Reihe von Jahren trieb. Er kannte die Wildlager und die Wechsel alle und hatte es zu solcher Übung gebracht, daß er die Fährten selbst bei schwachem Lichte entdeckte und sie witterte, wo er sie nicht sah. Kurz, er war der geübteste Spürer unter allen Wilddieben weit und breit. Die Nacht war still und in jeder Weise günstig, und bald hatte Diether gefunden, was er suchte. Das Wildnetz wurde ganz nach Weidmannsart gestellt und hierauf die Posten verteilt. Diether stellte den Andres an den günstigsten und empfahl ihm, wohl acht zu haben, weil der Rehbock, auf den es abgesehen war, ohne

Zweifel an ihm vorüber kommen werde. Und so war es. Andres that den glücklichen Schuß — zwei Teile an der schönen Beute waren dadurch gewonnen. Das Galgenholz hatte doch seine Kraft bewährt, wie er fest glaubte. Auf einem kleinen freien Platze, den der Mond beschien, standen die Wilderer um ihre fette Beute, befühlten sie, und Diether überhäufte dabei den glücklichen Schützen mit dem schmeichelhaftesten Lobe. Andres war ganz glücklich darüber, mehr aber noch über die für ihn ganz sichere Aussicht, auch im Spiele das Glück wieder auf seiner Seite zu sehen.

„Halt!" rief es plötzlich, und wie der Blitz sprangen die Wilderer auf und stoben nach verschiedenen Seiten auseinander. Da lag nun der schöne Rehbock und war die Beute eines andern. Das wurmte den Andres, dessen Rausch noch nicht verflogen war. Hinter einem Baume blieb er einen Augenblick stehen und schaute um, aber da hatten ihn schon zwei Jagdhunde erreicht und griffen ihn wütend an. Einen derselben schlug er zu Boden, aber der andere hinderte noch seine schnelle Flucht. „Halt, oder ich schieße dich nieder!" rief es hinter ihm. Da zögerte er einen Augenblick. „Besser du als ich!" murmelte er, kehrte sich rasch um, legte an, und ein Doppelschuß hallte durch den Wald und die stille Nacht. Andres fühlte sich am linken Schenkel verwundet, doch es war wohl nur ein einziges Schrotkorn in das Fleisch gedrungen und hinderte ihn sehr wenig an seiner Flucht. Was die Wirkung seines eigenen Schusses gewesen, wußte er nicht. Glücklich kam er ungesehen in sein Haus, und obwohl ihn sein Bein schmerzte, pries er doch die magische Kraft des Galgenholzes, das ihn unfehlbar vor Tod oder Gefangennehmung bewahrt hatte.

IV.

Dumpf klangen die Töne der Armesünderglocke von einem Kirchturme der Stadt, und durch das Thor wälzte sich eine unabsehbare Volksmasse hinaus in das Feld. Alles sprach von dem jungen Mörder, welcher hingerichtet werden sollte. Der kam auf einem Wagen zwischen zwei Geistlichen langsam daher gefahren, bleich wie der Tod, bekleidet mit dem Armesünderhemde. Es war Andres, der in jener Nacht den braven Oberförster im Walde erschossen hatte. Andres mit dem Galgenholze in der Tasche hatte besser getroffen, als der Oberförster, der ihn verfolgte.

Schon am Morgen nach jener Nacht ging in der ganzen Gegend das Gerücht, der Oberförster sei von einem Wilddiebe erschossen worden. Andres hörte es mit Entsetzen, und wenn er schon wegen seines verwundeten Beins die Stube nicht verlassen konnte, so warf ihn diese Nachricht gar auf das Lager nieder. Dies Unwohlsein führte um so schneller zur Entdeckung, als man ja schon wußte, daß der Bursche täglich mit Diether und seinen Spießgesellen verkehrte. Während sich diese drei schon aus dem Staube gemacht hatten, wurde er gefänglich eingezogen, und da er von dem ganzen Hergange, soweit er selbst ihn kannte, nichts leugnete, so war der Prozeß bald zu Ende und der Missethäter zur Strafe des Stranges verurteilt. Was seine Strafe für ihn besonders schauerlich machte, war der Umstand, daß er gerade an dem Galgen aufgeknüpft werden sollte, aus dem er seinen vermeintlichen Glücksspan gehauen.

Als der Wagen auf der Heide vor dem Hügel hielt, traten ihm die Schrecken jener Nacht wieder lebhaft vor die Seele. Aber was waren sie gegen die Schrecken dieser

Stunde? Und doch hatte er das Holz zu erhalten gewußt, ja er trug es noch auf diesem letzten Gange bei sich. Hoffte er immer noch etwas davon? glaubte er immer noch Rußfritzens Worten: wer das hat, mag eine Zeit lang verlieren, wie er will, er gewinnt doch immer wieder! Ja er glaubte noch mit der letzten Hartnäckigkeit des Aberglaubens daran, obgleich er den Span als die Ursache seines Verderbens verfluchte. Er hoffte immer noch, es werde ein Reiter mit dem Gnadenwinke erscheinen. Als er aber bereits unter dem Galgen stand, und noch kein Wort der Gnade ertönte, wünschte er nochmals den Geistlichen zu sprechen. Hier gab er ihm den Span und erzählte ausführlich, wie er zu demselben gekommen sei und was er von ihm erwartet habe. Der Pfarrer staunte über die Tiefe dieses Aberglaubens und über die Gewalt desselben, Seelen ins Verderben zu stürzen, die nicht fest sind im Glauben und darum nicht im nicht im Werke der Besserung.

Andres litt den Tod, den er nach dem Gesetze verdient hatte, und war endlich im letzten Augenblicke überzeugt, daß Galgenholz kein Glück bringe, wenn's auch alle Welt behauptet. Der Pfarrer aber, dem er den Span übergeben, hat aus demselben ein Kreuzchen schnitzen und es in der Kirche aufhängen lassen. Es hängt noch dort, und die Leute erzählen noch jetzt, viele Jahre nach dem unseligen Ende des Spielers Andres, wie das Galgenholz nicht zum Glücke, wohl aber zum Galgen führe, von dem es stammt.

Konrad Hellmuth.

Geld macht Mut,
Mut macht Übermut,
Übermut macht Armut,
Armut wehe thut.
Altes Sprichwort.

„Guten Tag, Gottfriedin!“ riefen zwei sonntäglich geputzte Bauernburschen, indem sie durch die niedrige Thüre eines kleinen Häuschens in die rauchige Küche traten, wo eine ältliche Frau eben das Feuer schürte. „Ist der Kirchweihbraten bald gar?“

„Ja, Braten! daß Gott sich erbarm!“ erwiderte die Frau, indem sie die vom Rauch gebeizten Augen rieb und dann erst den Eingetretenen in die Gesichter schaute. „Bei mir heißt's: Guten Morgen Kartoffel! guten Tag Kartoffel! und guten Abend Kartoffel! Die Kirchweih macht keinen Unterschied, nur daß heute ein Stück Speck dabei im Hafen liegt und in der Stube drin ein Hutzelkuchen. Wollt ihr ihn versuchen? er steht zu Diensten.“

„Ich sag' Dank!“ versetzte der eine. „Es ist etwas ganz anderes, was uns zu Euch führt. Wir haben ein Anliegen, aber Ihr dürft es uns nicht abschlagen.“

„Ein Anliegen an mich?“ fragte verwundert das Weib. „Da muß ich denn doch erst hören, welcher Art es sei. Versprechen macht Schulden, und alles darf man ohnehin nicht versprechen in der Welt.“

„Es wird, denk' ich, nicht gegen Euer Gewissen sein,“ sagte der andere. „Kurzum, wir wollen anfragen, ob Eure Lise mit uns zum Tanz gehen darf.“

Die Miene der Frau wurde etwas ernster, und nach kurzem Bedenken sagte sie: „Meine Lise ist noch nicht vom Kirchgang heim; ich weiß also nicht, was sie dazu sagt. Ich will ohne sie nichts versprechen und nichts abschlagen."

„Wir haben sie schon gefragt," riefen die Burschen fast gleichzeitig, und der eine fuhr fort: „Sie ist ein wenig bei meiner Schwester, die mit zum Tanz geht, und da fragten wir sie drum; sie will aber nichts thun und versprechen ohne Eure Einwilligung. Darum sind wir gekommen."

„Nun," sagte das Weib, „weil ihr denn doch ordentliche Burschen seid und nicht gerade zu den losen Vögeln gehört, und weil deine Schwester dabei ist, Jakob, so mag's geschehen; aber wenn der Abend kommt, muß Lise daheim sein, das Ausbleiben bis in die Nacht leid' ich nicht."

Fröhlich sprangen die Burschen fort. — Nach einiger Zeit trat ein junges, gar hübsches Mädchen herein, Gesangbuch, Sacktuch und dabei einen Rosmarinzweig in der Hand. „Lise," sprach die Mutter, „Seyfrieds Jakob und Philipp-Peters Konrad waren da, sie möchten dich am Nachmittag zum Tanz führen. Willst du mit ihnen gehen?"

Das Mädchen sah verlegen beiseite und sagte: „Seyfrieds Anne geht mit, und wenn Ihr nichts dagegen habt, so —"

„Lise," versetzte die Mutter, „ein Tanz in Ehren soll dir nicht verwehrt sein. Du hast ohnehin nicht gar viel frohe Tage gehabt, seit der Vater tot ist, darum will ich dir eine heitere Stunde nicht mißgönnen. Aber wenn's Abend wird, ist ein ordentliches Mädchen daheim."

Am Nachmittage, als die Geigen sich hören ließen, und die Dorfjugend mit dem aufgeputzten Kirchweihbaum um-

herzog, kamen Konrad und Jakob, um Gottfrieds Lise abzuholen. Wohl war das Mädchen etwas verlegen, aber ihr Herz freute sich doch auf das bevorstehende Vergnügen. Seit dem Tode ihres Vaters, den sie vor zwei Jahren verloren, war sie nie zur Musik gekommen, und vorher hatte sie noch zu den kleineren Mädchen gehört, die wohl an der Thüre stehen oder in einer Ecke des Tanzsaales sitzen, aber von den Burschen nicht beachtet werden. Heute galt die Tochter der armen Witwe für die schönste Tänzerin und wurde so oft aufgefordert, daß ihr kaum Zeit zum Ausruhen blieb. Konrad Hellmuth, nach dem Vornamen seines Vaters nur Philipp-Peters Konrad genannt, hob den Kopf besonders hoch, weil er Lisen zum Tanz geführt hatte. Er tanzte so oft mit ihr, als es nur anging; er sparte die lange gesammelten Batzen nicht und bewirtete die schöne Tänzerin mit allem, was des Guten zu haben war; ja das Übermaß seines inneren Vergnügens machte sich bisweilen in einem lauten Juchzer Luft. Die Weiber, die dem Tanze zusahen, konnten nicht umhin zu bemerken, daß Konrad und Lise ein prächtiges Paar wären, und eine, die auch eine Tochter unter den Tanzenden hatte, konnte es nicht übers Herz bringen, zu sagen: „Sie würden auch zusammenpassen, sie hat nichts und er nicht viel.“ —

Der Tag ging bald unter, und Lise erklärte nun, daß sie nicht mehr tanzen werde, weil sie ihrer Mutter versprochen, am Abend zu Hause zu sein. Konrad drang in sie, noch zu bleiben, und selbst Seyfrieds Anne redete ihr zu; allein sie war nicht zu bewegen. Sie hätte es schon für unrecht gehalten, das ihrer Mutter gegebene Wort zu brechen, und überdies hielt sie es für Pflicht, nicht in die Nacht hin-

ein zu bleiben. Als sie sah, daß man sie nicht gehen lassen wollte, entfloh sie unvermerkt durch eine Hinterthüre des Hauses. Konrad aber, der jede ihrer Bewegungen beobachtete, folgte ihr schnell und erreichte sie nicht weit vom Ausgange des Hauses. Es war auf einer Wiese, die dicht mit Bäumen besetzt war und von der ein Pfad hinter den Häusern des Dorfes weg nach der Hütte der Witwe Gottfried führte. Konrad vertrat dem Mädchen den Weg, ergriff ihre Hand und sagte fast weich: „Lise, gelt, du bist mir nicht gut, weil du schon gehst? Sieh', die Sonne ist kaum unter, Zwielicht ist's kaum, geschweige Nacht."

„Konrad," entgegnete das Mädchen, „was du für Abendlicht hältst, ist schon Mondschein. Siehst du nicht, wie der Mond mit seinem großen Gesicht durch die Zweige scheint? Du hast das Wort meiner Mutter vergessen, ich nicht."

„Aber daß du allein heimgehst und verstohlen, das ist eine Beschimpfung für mich. Würden nicht die Kameraden sagen, ich sei dir gut genug gewesen, dich herzuführen, aber zu schlecht, dich heimzubegleiten? Lise, gelt, du bist mir nicht gut? — O, wenn ich das gewiß wüßte, Lise, der Rhein wäre nicht tief genug, um mich mit meinem Leid zu begraben."

„Ach, Konrad, was redest du für tolles Zeug!" sagte das Mädchen und entzog ihm, wie beleidigt, ihre Hand. „Hab' ich dir denn schon ein Leid angethan?"

„Ein Leid?" rief der Jüngling leidenschaftlich. „Lise, ich weiß nicht, was es ist, aber das weiß ich, daß ich sterben müßte, wenn du mir nicht gut würdest."

Lise fühlte sich fast beängstigt, und doch war sie nicht böse über diese Erklärung des hübschen Burschen. Sie bat

ihn, sie gehen zu lassen, weil die Mutter sie erwarte, aber Konrad begleitete sie. Sie gingen auf dem Wiesenpfad einem hohen, grünen Gartenhag entlang bis an das Gärtchen, das zu der Gottfried'schen Wohnung gehörte. Es dämmerte bereits tief, aber das Licht des Vollmonds erhellte die weite Landschaft und spielte auf den wogenden Saatfeldern, die noch grün, aber doch schon in Ähren standen. „Gute Nacht, Konrad!" sagte das Mädchen und wollte eben die kleine Lattenthüre des Gärtchens öffnen; aber der Jüngling hielt sie wieder zurück. Sie standen unter einem alten Birnbaum, der seine Schatten über sie warf.

„O laß mich so nicht gehen, Lise!" rief Konrad. „Sag', ob du mein sein willst oder nicht; ich kann ohne dich nicht leben." — Das Mädchen zitterte bei dieser Frage. Die innere Bewegung wollte ihr die Brust zersprengen. Der Jüngling zog sie an sich, und sie widerstrebte nicht, als er sie küßte. An seine Brust gelehnt, sagte sie dann fast unhörbar leise: „Konrad, ich bin dir ja gut, aber ich bin ein armes Mädchen."

„Und ich?" rief Konrad außer sich vor Entzücken, „bin ich denn reicher? Siehe, ich habe zwei starke Arme, um für dich zu arbeiten. Ich brauche nichts als dich, um reicher zu sein, als ein König."

„Wirst du mich auch immer so lieb haben?" fragte sie.

„Du zweifelst?" sagte der Jüngling. „Lise, da unter dem freien Himmel schwör' ich dir, daß ich dich ewig treu lieben werde. Ich will nicht glücklich werden, und der allmächtige Gott soll mich strafen, wenn ich nicht Wort halte."

„Schweig, Konrad, schweig, ich glaub' dir's ja. — Aber nun muß ich hinein, die Mutter wird sonst zanken."

Sie eilte in das Häuschen. Überglücklich sah ihr Konrad nach, bis sie verschwunden war, dann ging er nach dem Wirtshause zurück. Aber er tanzte heute nicht mehr, ja es litt ihn nicht länger dort; er ging hinaus in die stille Mondnacht mit seinem Glücke, das kein lärmendes Geräusch vertrug.

Der Sommer war hin, die Ernte längst eingethan und die Zeit gekommen, wo der schaurige Herbstwind die falben Blätter über die kahlen Felder treibt. Lise saß mit ihrer Mutter und noch ein paar Freundinnen in der traulichen Stube, und die Räder schnurrten lustig zum Gespräche. Das Mädchen wünschte den Abend herbei, damit ihr Schatz komme, aber es dämmerte noch nicht. Indessen stürmte eine Nachbarin hastig zur Thür herein und rief: „Eine Neuigkeit! — Gottfriedin, Lise, euch steht ein großes Glück bevor."

„Und das wäre?" riefen alle durcheinander, während die Räder plötzlich wie durch einen Zauberspruch stille standen.

„Philipp-Peters haben eine große Erbschaft gemacht von einem Vetter überm Rhein. Es sind viele tausend Gulden. Nicht wahr, Lise, das läßt sich hören? Was bekomm' ich dafür, daß ich dir zuerst die frohe Botschaft brachte?"

Bleich und zitternd saß das Mädchen da, fast als sei sie einer Ohnmacht nahe. Die Anwesenden glaubten, die Freude hemme ihr den Atem und die Rede, aber was Lisens Brust bewegte, war nicht Freude, sondern Schreck. Sie zweifelte nicht an Konrads Beständigkeit und Treue, aber daß er mit einemmal reicher Leute Kind werden sollte, während sie die Tochter der armen Witwe war, das beängstigte sie, wiewohl sie selbst nicht recht wußte, warum. So viel ist gewiß, die Botschaft der Nachbarin war ihr

nichts weniger als angenehm, so hoch auch die Freundinnen ihr Glück priesen. Still, aber mit bebender Hand spann Lise fort, als sie sich wieder erholt hatte, und kaum hatten sich jene entfernt, so brach sie in Thränen aus. Ihre Mutter sprach nichts, sie ging still und nachdenklich in die Küche.

Konrad blieb lange aus. Spät am Abend erst kam er. Lise ging ihm mit niedergeschlagenen Augen entgegen. Sie wollte ihn nicht sehen lassen, daß sie geweint, aber er sah's doch und fragte sie nach der Ursache ihrer Thränen. Die Mutter gab statt der Tochter die Antwort: „Konrad, sie hat von eurem großen Glück gehört, und das hat sie erfreut und betrübt zugleich; erfreut für dich, betrübt für sie." „Warum betrübt?" fragte Konrad. „Das kann ich nicht begreifen." „Ich kann's," sagte die Alte. „Lieber Konrad, Geld ändert viel, selbst Herzen und Sinne der Menschen."

Fast unwillig wandte sich der Bursche von der Frau zu seiner Braut und sprach: „Lise, zweifelst du an mir? Weißt du nicht mehr, was ich dir draußen unter dem alten Birnbaum versprochen? Ich werde Wort halten, und wenn es Kronenthaler auf mich regnete." — Das Mädchen umschlang ihn stumm, denn die immer noch fließenden Thränen erlaubten ihr kein lautes Wort. O sie hätte jetzt gern dem Geliebten wegen ihres beleidigenden Zweifels Abbitte gethan. Die Mutter aber fuhr fort: „Konrad, sei offen gegen eine Mutter, der ihr Kind alles ist! Wird dein Vater künftig deinen Umgang mit meiner Lise gern sehen? wird er sein Jawort zu der Heirat geben? Hat er nicht vielleicht jetzt schon aus einem andern Ton gesprochen? Weiß ich ja doch, daß er immer der Meinung war, du hättest noch eine ganz andere Partie machen können."

Konrad wurde verlegen. Wirklich hatte sein Vater schon einige Worte derart fallen lassen, und daß er heute erst am späten Abend zu Gottfrieds kam, hatte seinen Grund gerade in einer derartigen Unterredung. Indes hatte er seinem Vater erklärt, er werde keine andere als Lise Gottfried heiraten. Einen Teil dieser Unterredung gestand er jetzt auch, doch behielt er manches davon, wie natürlich, für sich. Immer aber wiederholte er, was er seinem Vater geantwortet, und Lise glaubte das fest, weil sie in ihrem Herzen gewiß war, daß sie im ähnlichen Falle nimmermehr imstande gewesen wäre, von ihrer ersten Liebe zu lassen. Die Witwe aber spann still weiter und wiegte dabei fast unmerklich das Haupt auf und ab, wie in tiefen Gedanken. Dann sagte sie nur noch: „Dem Herrn sei alles heimgestellt."

Der alte Hellmuth war fort über den Rhein gereist, um die große Erbschaft einzuthun, und hatte seinen Sohn mit sich genommen, wohl nicht blos des Beistandes wegen, sondern mehr aus geheimen Absichten. Ihre Abwesenheit dauerte ziemlich lange: es schien, als ob die Erbschaftsangelegenheit noch nicht gerichtlich geordnet sei. Lise Gottfried verlebte unterdessen die trüben Wintertage mit mancherlei trüben Gedanken; denn von dem fernen Geliebten kam ihr kein Gruß zu, und düstere Ahnungen fingen an, sich ihrer Seele zu bemeistern. Mutter und Tochter schwiegen gegenseitig über diesen Gegenstand; keine wagte zuerst ihn zu berühren. Nur zuweilen warf die Witwe einen Blick besorgter Liebe auf ihre Tochter, wenn diese gesenkten Hauptes an ihrem Rocken saß, und manchmal eine schwere Thräne auf ihre Hand niederfiel, mit der sie dann den trockenen Faden benetzte.

O! wie viele Thränen sind in das Garn hineingesponnen, aus dem die Gewebe gewoben sind, die unsern Leib und unser Lager bedecken und unsere Sarglinnen abgeben! Ist nicht das ganze Leben ein Gewebe, dessen Fäden mit Thränen fest gemacht werden? Mit der Liebe ist's ohnehin nicht anders. Sie wird mit Thränen gekittet und mit Thränen aufgelöst. Sagt ja schon ein altes Lied:

Lieb', Treu' und Leid, drei Vögelein,
Die müssen immer beisammen sein.

Leider fliegt aber das mittlere dieser drei Vögelein nicht selten davon; wenn sie alle drei beisammen blieben, wär' es schon recht und gut. —

Der Frühling kam wieder ins Land und mit ihm Hellmuth Vater und Sohn. Sie hatten aber beide ein neues Kleid an wie die Erde. So war noch nichts im Dorfe erlebt worden. Konrad sah just aus wie ein Herr aus der Stadt. Sein schlichtes Wams war einem Rock vom feinsten Tuche gewichen, die Pelzmütze und der Dreispalter hatten einem runden Hute Platz gemacht. Alles war nach der neuesten Mode. Der Vater stak zwar auch in einem neuen Anzuge, doch dieser wich in der Form nicht viel von dem Sonntagsputze der reichsten Bauern ab.

Lise saß daheim, als die Nachricht kam, ihr Bräutigam sei mit seinem Vater auf einem schwer mit Geld beladenen Wägelchen langsam ins Dorf gefahren. Sie wartete auf ihn mit pochendem Herzen. Aber er ließ lange auf sich warten, noch länger als an jenem Herbsttage, an welchem die Nachricht von der großen Erbschaft eingetroffen war. Er kam erst am andern Tage und entschuldigte sich etwas kühl damit, daß er gestern kein Licht mehr im Häuschen gesehen,

als er daheim habe abkommen können, um sie zu besuchen. Das Mädchen staunte sprachlos den in einen Stadtherrn umgewandelten Konrad an, und das Herz entsank ihr, obgleich er ihre Hände drückte und sie küßte. Er war auch darin der frühere Konrad nicht mehr. Dabei sprach er wenig von ihrer Liebe, nichts von Sehnsucht während ihrer Trennung, desto mehr aber von den Herrlichkeiten, die er auf seiner Reise und besonders in der großen Stadt gesehen. Sodann entschuldigte er sich abermals, daß er nicht länger bleiben könne, und ging. Lise sah ihm nicht einmal durchs Fenster nach. Was hätte es auch geholfen? ihre Thränen hätten sie ja doch verhindert, genau zu sehen.

Doch wozu erst durch langes Erzählen zu dem gelangen, was gewissermaßen schon vorauszusehen ist? — Der alte Philipp-Peter erklärte seinem Sohne rundweg, er werde seine Einwilligung nimmermehr zu einer Verbindung seines einzigen Sohnes mit der armen Lise Gottfried geben; der reichste Bursche des Dorfes habe andere Ansprüche zu machen. Und so sehr Konrad anfangs noch dem guten Mädchen zugethan war, so wollten ihm die Gründe seines Vaters endlich doch immer mehr einleuchten, und wenn sein Gewissen sich regte, so suchte er es durch Hinweisung auf den väterlichen Willen zu beschwichtigen. — O, die Reise über den Rhein hatte ihn nicht bloß äußerlich verändert. Seine Besuche in Gottfrieds Häuschen hörten bald ganz auf, und kurz darauf verbreitete sich das Gerücht, er habe eine Braut in der Stadt gefunden.

Es war so. Sein Vater hatte von dem ererbten Gelde die Mühle am untern Ende des Dorfes gekauft und ihm die Tochter des reichen Stadtmüllers gefreit. Die Welt nannte

das eine sehr gute Partie, und nur wenige Leute schüttelten die Köpfe dazu, fast alle aber bedauerten doch Gottfrieds brave Tochter.

Und Lise? Die dachte noch oft an jenen Kirchweihsonntag, an welchem sie sich zum erstenmal zum Tanze hatte führen lassen. Indes ließ sie die Welt wenig von ihrem stillen Grame sehen. Nur der liebe Gott, nicht einmal ihre Mutter, sah tief in dieses zerknickte Herz. Nur in der Nacht ging sie manchmal hinaus unter den alten Birnbaum, wo er ihr ewige Liebe und Treue geschworen, und betete nicht bloß für sich, sondern auch für ihn, daß sein Schwur nicht ganz in Erfüllung gehen möge. Hatte er denn nicht gesagt: Ich will nicht glücklich werden, und der allmächtige Gott soll mich strafen, wenn ich nicht Wort halte? Fluchen konnte sie ihm nicht, sie liebte ihn ja. Ihr Leben war verbittert, aber ihr Herz nicht.

Die Dorfmühle lag in Trümmern, und hundert Arbeiter rührten die Hände, um sie neu, größer, schöner aufzubauen. Der neue Besitzer konnte es ja, denn sein Vater war tot, und das ganze Vermögen nun in seiner Hand. — Der alte Hellmuth hatte sich beim Hochzeitsschmaus in der Stadt den Tod geholt. — Das alte väterliche Haus war an einen andern Besitzer übergegangen, denn Konrads junge, stolze Frau hatte es für eine alte Baracke erklärt, die eines Umbaues gar nicht würdig sei.

Konrads junge, stolze Frau? Ja das war sie, jung und stolz. Sie trug die kostbarsten Kleider, ja Hut und Schleier sogar an Werkeltagen, kommandierte frischweg Knechte und Mägde und, wie man sagte, sogar ihren Mann.

Alles sollte aufs schönste und eleganteste eingerichtet werden, damit sie in dem langweiligen Dorfe die Stadt nicht gar zu sehr vermisse. Zu ihrer hübschen Aussteuer mußten darum noch hundert andere Sächelchen angeschafft werden, von denen eigentlich niemand recht sagen kann, wozu sie gut sind. Sie wollte es einmal so, und Konrad that ihr den Willen; er meinte, es müsse das so sein bei reichen und vornehmen Leuten. Dafür nämlich hielten sich die beiden Leutchen. — Stolze Rosse standen ohnehin im Stall, warum sollte nicht auch eine Chaise in der Remise stehen? Schickte es sich doch nicht, daß der reiche Hellmuth mit seiner eleganten Frau auf einem Leiterwagen oder auf einem offenen Gefährt in die Stadt fahre. — Bei der nächsten Jagdverpachtung mußte er auch die Feld- und Waldjagd im ganzen Banne haben, und wenn es schon vorher nicht an Besuchen seitens der Freundinnen in der Stadt fehlte, so war nun zur Zeit der offenen Jagd alle paar Tage eine zahlreiche Gesellschaft von Jagdliebhabern in der Mühle zusammen. Diese ließen sich Hellmuths Wein und Braten trefflich schmecken und priesen ihn dafür als einen Mann von wahrhaft urbanen Sitten. Das that dem guten Konrad im Herzen wohl, denn er wußte nicht, daß die Jagd- und Tischfreunde ihn hinter seinem Rücken für einen dummen Bauern verzollten und verlachten. Dabei luden sie ihn doch ein, oft in die Stadt zu kommen, obwohl sie sich dort des Umgangs mit ihm fast schämten. Sie konnten einen solchen Freund brauchen, der die silberne Hand nicht fest vor ihnen zuhielt; sie luden ihn ein zu einem Spielchen und erleichterten seine Börse auf die geschickteste Weise, ja sie borgten von ihm mit dem festen Vorsatze, ihn nie durch die Heimzahlung des Geliehenen zu beleidigen.

Im nächsten Sommer fiel es der Frau Müllerin ein, angegriffen zu sein und leidend zu werden, und der Arzt aus der Stadt, auch ein Hausfreund, war galant genug, augenblicklich ihre Krankheit zu erraten und eine Kur in Wiesbaden zu verordnen. Konrad hatte nichts Eiligeres zu thun, als anspannen zu lassen und seine leidende Frau in das Bad zu begleiten; dafür hatte er aber auch das Glück, seine Frau nach vier Wochen gänzlich hergestellt zu sehen.

Und was that unterdessen und überhaupt das zahlreiche Gesinde? Was schlechtes oder doch schlecht beaufsichtigtes Gesinde immer thut. Wenn es seinen Herrn in einem Tag ruinieren kann, nimmt es sich nicht zwei dazu. Feld, Haus und Mühle waren übel bestellt, und jetzt schüttelten schon mehrere Bauern die Köpfe über Hellmuths Heirat und Wirtschaft, und da und dort sagte ein Alter: Auch ein Brunnen ist auszuschöpfen.

Lise Gottfried hörte wenig von alle dem, aber doch genug, um in ihrem guten Herzen für Konrads Glück besorgt zu werden. Obschon sie ihr Häuschen selten verließ, so fehlte es doch nicht an Leuten, die ihr einen Gefallen zu thun vermeinten, wenn sie in ihrer Gegenwart eine schlimme Schilderung von Hellmuths Wirtschaft machten. Eine andere hätte dergleichen wohl gern gehört, sie aber wich den Zuträgern immer aus. Am liebsten hätte sie ihr gebrochenes Herz weit fort von der Heimat getragen, aber ihre schnell alternde Mutter konnte sie ja nicht allein lassen; sie mußte bei ihr bleiben, mußte die Blicke des Mitleids von Freunden und die der Schadenfreude von Übelwollenden tragen und von Zeit zu Zeit die tiefe Wunde durch Konrads Anblick aufreißen lassen. Still und ohne Klage trug sie all ihr tiefes Leid.

Und Konrad? O der dachte nachgerade auch wieder oft an sie. Er war ja kein böser Mensch; der schnelle Reichtum nur hatte ihn verblendet und bethört. Er war seinem Weibe treu zugethan, aber der Gedanke an die Verlassene quälte ihn. Nie ging er wieder den Pfad, der an ihrem Gärtchen und an dem großen Birnbaume vorbeiführte. Immer trug er sich mit dem Gedanken: O wenn ich nur ihre Vergebung hätte! wenn ich sie nur entschädigen könnte für das Weh, das ich ihr bereitet! Er dachte sogar manchmal an Geld, das er ihr heimlich zukommen lassen wollte, aber sein besseres Ich sträubte sich doch dagegen.

Einmal ging er, mit der Büchse auf der Schulter, über das Feld und sah Lisen auf einem Acker beschäftigt. Sie hatte sich bei ihrer Arbeit niedergebückt und bemerkte ihn nicht. Er blieb stehen und sah lange nach ihr hin. In seiner Seele kämpfte der Entschluß, zu ihr hinzugehen, mit der Scheu, ihr wehe zu thun und sich selbst vielleicht in ein falsches Licht zu stellen. Da richtete sie sich auf, erblickte ihn, und rasch bückte sie sich wieder und setzte ihre Arbeit fort. Erst nach einer Weile wagte sie wieder aufzuschauen. Noch stand er auf demselben Flecke und sah nach ihr hinüber; dann schritt er langsam dem Walde zu.

Ein harter Schlag war dem armen Mädchen noch vorbehalten, und auch der kam bald: ihre gute Mutter starb. O wie gerne hätte sie sich neben ihr betten lassen ins kühle Grab!

Jetzt hielt sie nichts mehr im Dorfe. Sie vermietete ihr einziges Erbe, das Häuschen, auf dem keine Schulden lasteten, und ging fort, um in der Ferne einen Dienst zu suchen. Früh morgens — es war fast noch Nacht — ging

sie still und einsam aus dem Dorfe: nur am Kirchhofe konnte sie nicht vorübergehen, ohne noch einmal auf dem Grabe ihrer Mutter geweint und gebetet zu haben. Dann schritt sie rasch fort, denn der Morgen war kalt; Weihnachten war nicht mehr fern, und die duftige Nacht hatte alle Bäume und Hecken überzuckert und so zu sagen zu Christbäumen gemacht. Am Saume des Waldes schaute sie noch einmal nach der Heimat zurück, aber sie sah das Dorf nicht mehr vor dem duftigen Morgennebel und — vor ihren Thränen. Mit der Heimat war also nur ihr Glück verschwunden, nicht ihr Leid.

Auf dem ziemlich engen Waldwege, wo sie die Zweige streifte, daß der eisige Duft rieselnd niederfiel, mochte sie schon über eine halbe Stunde fortgeschritten sein, als ihr ein Reiter entgegentrabte, vor ihr sein Pferd anhielt und ihr so den Weg versperrte. Zitternd stand sie still, denn auf den ersten Blick hatte sie in ihm Konrad Hellmuth erkannt. Er sprang vom Pferde, trat vor sie hin und sprach mit einer Stimme, die eine fast leidenschaftliche Erregtheit verriet: „Lise, ich habe erfahren, daß du heute unser Dorf verlassen werdest; ich bin deshalb früh weggeritten und habe einen weiten Umweg genommen, um dir zu begegnen. Du darfst nicht fort, ohne mir noch einmal Rede zu stehen; du darfst meine Ruhe nicht ganz forttragen."

Im Herzen des Mädchens stieg die Frage auf: Was willst du von mir? aber sie brachte sie nicht über die Lippen, ihre Brust war wie zusammengeschnürt, sie konnte nur zittern und weinen.

„Ich weiß wohl," fuhr Konrad fort, „daß du sagen willst: Du hast meine Ruhe gemordet, ich nicht die deine!

Lise, du hast recht, sage alles gegen mich, was dir dein betrogenes Herz eingiebt: nenne mich, wie du willst, nur sprich das eine Wort, nach dem meine Seele verlangt, das Wort der Vergebung, ohne das ich nicht ruhig leben und nicht ruhig sterben kann. Sag', Lise, sag', kannst du mir vergeben? kannst du?"

In dem Herzen des armen Mädchens war die Antwort schon längst gegeben, nur aussprechen konnte sie dieselbe nicht; sie sah nur zur Erde und weinte, ohne ihn anzusehen, ohne ein Wort hervorbringen zu können. Konrad mißverstand dieses Schweigen, und dies Mißverstehen marterte ihn unsäglich. Er fühlte ordentlich, wie sich seine Sinne verwirrten. Da zog er einen schweren Beutel hervor und sagte: „Nun, Lise, wenn du mir auch nicht vergeben kannst, so laß mir wenigstens den Trost, nicht an all deinem Elende schuld zu sein. Nimm dies als einen Notpfennig für harte Tage, glaube aber nicht, daß ich damit meine Schuld bezahlen will."

Lise trat einen Schritt zurück, und Konrad konnte in ihren Zügen lesen, daß sie durch sein Anerbieten sich gekränkt fühlte. Er wollte noch etwas reden, aber horch! da raschelte es in dem Gebüsch. Scheu sah sich Hellmuth um, und die Furcht, bei dem Mädchen gesehen, wohl gar belauscht zu werden, trieb ihn rasch auf sein Pferd. Eilig warf er ihr das Geld zu und sprengte fort, immer noch den giftigen Stachel im Herzen; denn Lisens Verstummen deutete er natürlich als eine Verweigerung seiner Bitte um Vergebung.

Das Mädchen stand noch wie eingewurzelt an der Stelle, als die Hufschläge schon weit in der Ferne verhallten. Das Geld lag unbeachtet am Boden. Das Geräusch aber, das

sich vorher hören ließ, kam näher. Lise warf einen Blick in das raschelnde Gebüsch — es war nur ein Reh, das daherkam und sie mit seinen klugen Augen neugierig betrachtete.

Jetzt fiel ihr Blick auf den Beutel. Was sollte mit dem Gelde geschehen? Sie wollte kein Geld von Konrad. Lieb' und Leid lassen sich ja nicht verkaufen, Schmerz und Thränen der Täuschung werden ja nicht durch Gold aufgewogen. Indes er war fort, und liegen lassen konnte sie ja das Geld nicht. Sie hob endlich den schweren Beutel auf, nicht um seinen Inhalt für sich zu verwenden, sondern um ihn seinem Eigentümer bei der ersten Gelegenheit zurückzugeben. — So wankte sie denn auf dem einsamen Waldwege weiter.

Sechs Jahre waren seit jener Zeit verflossen, und was können sechs Jahre nicht alles ändern? In Hellmuths Verhältnissen hatten sie viel, viel geändert. Seine Mühle und seine Güter waren längst in andern Händen, er selbst mit Weib und Kind hatte das Vaterland verlassen und war nach Amerika ausgewandert. Der Sturz seines Schwiegervaters hatte den seinigen nach sich gezogen. Diesem hatte er zu mancherlei Spekulationen Geld gegeben und mehrfältig Bürgschaft für ihn geleistet. So war sein Vermögen bis auf einen kleinen Rest zusammengeschmolzen. Diesen raffte er zusammen und verließ Europa, weil es ihm unerträglich war, in seinem Dorfe ferner zu leben, wo aller Augen den Hochmut und den Fall gesehen, und wo niemand ihn von Grund des Herzens bemitleidete. Ja seine Frau fürchtete selbst das aufrichtigste Mitleiden und trieb zur Auswanderung in den fernen Weltteil, wo einen niemand kennt und

wo noch etwas zu machen ist, wie sie meinte.—Höchst selten drang später eine Nachricht von Hellmuth über den Ozean herüber in das stille Dorf. Nur so viel erfuhr man, er mache da drüben auch nicht die besten Geschäfte, und nach einigen Jahren verbreitete sich das Gerücht, seine Frau sei gestorben. Seitdem hörte man nichts mehr von ihm.

Das Schicksal der armen Lise hatte sich während dieser Zeit im ganzen wenig geändert. Sie diente noch immer fern von ihrem Dorfe, und zwar jetzt in ihrem zweiten Dienste bei einem begüterten Landmann auf einem einsamen Gehöfte. Da saß sie am Abend eines trüben Novembertages mit der Familie beim Essen, während draußen der Herbstwind unheimlich um das Gebäude sauste und den ersten Schnee über die öden Felder dahinjagte. Plötzlich erhob der Hofhund laut und anhaltend sein Gebell, und zwischen hinein erscholl ein heller Schrei, wie von einer Kinderstimme. Ein Knecht ging hinaus, um nachzusehen, und trat bald darauf wieder herein, einen kleinen Knaben an der Hand, dessen schmächtige Glieder vor Frost, vielleicht auch vor Hunger zitterten. Ihnen folgte ein Mann von höchstens dreißig Jahren, aber von kläglichem Aussehen. Sein Gesicht war bleich und eingefallen, seine Kleidung höchst ärmlich.

„Liebe Leute," hob er an, „gebt, um Gottes Barmherzigkeit willen, meinem armen Kinde einen Bissen Brot und einen Winkel unter eurem Dache für die Nacht. Der arme Knabe hat lange nichts über die Lippen gebracht, und wir können nicht mehr weiter in dieser wüsten Nacht."

Lise war gleich nach den ersten Worten des Fremden schnell vom Tische aufgestanden und hatte sich in den dunk-

leren Teil der Stube zurückgezogen. Sie zitterte, denn die Stimme des Mannes klang ihr wie bekannt ins Ohr. Sie glaubte Konrads Stimme zu hören, doch verhinderte sie seine Stellung, sein Gesicht zu sehen. Als aber jetzt die Hausmutter die unerwarteten Gäste niedersitzen und zugreifen hieß, als dann der Fremde auf die Fragen, woher er komme und wohin er ziehe, zu erzählen anfing, er komme aus Amerika zurück, wohin er vor fünf Jahren gezogen, wo ihm sein Weib gestorben und er durch Betrüger um seine ganze Habe gebracht worden sei: da war Lise keinen Augenblick mehr im Zweifel, wer er sei. Pochenden Herzens eilte sie hinaus in die Küche und kam nicht mehr herein. Sie klagte über Kopfweh und ging in ihr Kämmerlein. Aber ihr Herz that ihr weher als ihr Kopf; all ihre Schmerzen wurden wieder wach, und doch konnte sie nur mit tiefem Bedauern an die jetzige hilflose Lage ihres ehemaligen Geliebten denken. — Da fuhr ihr plötzlich ein Gedanke durch den Sinn. Unter ihren wenigen Habseligkeiten suchte sie den Beutel voll Geld hervor, den ihr Konrad im Walde zugeworfen, und dessen Inhalt sie noch nicht berührt hatte. Es war eine ansehnliche Summe, die dem Unglücklichen auf längere Zeit aus der Not helfen konnte. Aber wie sollte sie ihm den Beutel geben, ohne von ihm erkannt zu werden? Die ganze Nacht hindurch beschäftigte sie dieser Gedanke, und in ihr Auge kam kein Schlaf.

Früh am Morgen stand sie auf und schlich geräuschlos mit dem Lichte in die Wohnstube, wo dem Fremden mit seinem Knaben ein Lager in der Nähe des wärmenden Ofens bereitet worden war. Beide schliefen noch tief und fest. Ihr Licht beleuchtete die beiden Schläfer, und eine Thräne fiel

aus ihrem Auge. Dann bückte sie sich schnell nieder, legte den Beutel in die offene Hand des Knaben und verließ schleunig die Stube wieder. — Noch ehe die beiden ermüdeten Wanderer erwacht waren, hatte sie ihre Dienstherrin gebeten, ihr einen Gang nach dem Heimatsdorfe zu gestatten, wo sie den Pacht ihres Häuschens erheben wolle, da Martini längst vorüber sei und der Pächter noch nicht bezahlt habe. Am Abend des zweiten Tages versprach sie wieder da zu sein. So war sie fort, ehe Hellmuth sich mit seinem Knaben erhob.

Wer beschreibt aber das Staunen des armen, unglücklichen Konrad, als ihm am Morgen sein Kind den wohlgefüllten Beutel reichte. Augenblicklich erkannte er ihn als denselben, den er vor sechs Jahren Lisen im Walde zugeworfen. Er konnte von niemand kommen, als von ihr. Aber wo war sie? lebte sie etwa in diesem Hause? Wird sich das Rätsel lösen?

Indessen steckte er schweigend das Geld zu sich und verriet kein Wort davon. In seiner Seele aber bewegten sich tausend alte Erinnerungen und neue Gedanken. Ehe er weiter zog, betrachtete er alle Dienstboten des Hauses mit forschendem Auge. — Gottfrieds Lise war nicht darunter. Er forschte, anscheinend gleichgültig, bei der Hausfrau nach der Zahl der Knechte und Mägde, und nun hörte er, eine der letzteren sei heute früh in ihre Heimat gegangen und werde morgen wieder heimkehren. — Jetzt glaubte er genug zu wissen. So schnell als möglich machte er sich mit dem Knaben auf und wanderte der Heimat zu. O, er hatte gestern noch mit Schrecken an seinen armseligen Einzug in sein Dorf gedacht, heute zog es ihn dahin; er wußte ja Lise

dort, und nur, was sie von ihm dachte, kümmerte ihn noch, nicht die Blicke, nicht die Worte anderer mit allen ihren Stacheln.

Der Knabe freilich vermochte nicht schnell fortzukommen, es mußte unterwegs übernachtet werden. Aber am andern Morgen frühe waren die Wanderer wieder auf dem Marsche. Konrad dachte, Lise müßte ihm vielleicht wieder im Walde begegnen. Sie begegnete ihm nicht. — So kam er bis nahe an das Dorf, mit welchen Gefühlen läßt sich eher denken, als schildern. Zum erstenmal schlug er wieder den Pfad ein, der durch die Wiesen führte. An dem Gartenzaun unter dem wohlbekannten Birnbaum stand er still, ja er warf sich auf die Kniee nieder, obgleich ein dünner Schnee das Gras bedeckte. Er suchte jetzt den Ort, wie ein Büßender die Stätte seiner Unthat; es that ihm ordentlich wohl, wenn die Reue sein Herz recht glühend durchstach. Der Knabe aber sah weinend, wie sein Vater das Gesicht stöhnend auf die kalte Erde drückte.

Da öffnete sich die Thüre des Gärtchens, und heraus trat Gottfrieds Lise. Sie war gerüstet, den Rückweg anzutreten. Beim Anblick Konrads und seines Kindes blieb sie erstarrt stehen. Er erhob sich nicht, er sah sie nicht, aber sie hörte, wie er dumpf jammerte: „Lise! Lise!" kannst du mir denn nie vergeben?" Da brach dem armen Mädchen das Herz. „Konrad," rief sie weinend, „Gott weiß es, ich habe dir ja längst vergeben."

Konrad sah empor, er sprang auf, faßte des Mädchens Hand mit zitternder Hast und rief: „Lise! du fluchst mir Elenden also nicht?"

„Ich habe dir nie geflucht," erwiderte sie.

„Gott sei Dank!“ rief er. „Mein anderes Elend will ich gern ertragen. Aber Lise, das Geld“ —

„Es hat mir nie gehört,“ sagte sie abweisend; „ich hätte es nie für mich verwendet, und ich danke Gott, daß ich es aufbewahren konnte bis zur rechten Stunde. Du wirst es nun als einen ersparten Pfennig brauchen können für dich und dein Kind.“

„Ja, recht, Lise,“ sagte Konrad, als müsse er seine wirren Gedanken erst wieder sammeln, „für mein Kind. Sieh, Lise, das Kind ist sehr, sehr arm — es hat keine Mutter mehr.“ Er schwieg, und es war, als kämpfe er innerlich einen schweren Kampf, dann sprach er: „Lise, o daß du mir so vergeben könntest, daß du des Kindes Mutter werden wolltest! — aber freilich das kannst du nicht, ich habe dich zu tief gekränkt.“

Lise hatte große Thränen in den Augen. Sie wandte sich von ihm, aber zu dem Knaben, sie hob ihn in die Höhe, küßte ihn und sagte leise, aber fest, ohne den Vater anzusehen: „Konrad, ich kann's und will's. Ich habe dir alles vergeben.“

So war unter dem alten Birnbaum die Verbindung abermals geschlossen, aber fest fürs ganze Leben. —

In dem kleinen Häuschen wohnen jetzt Konrad und Lise mit ihren Kindern, und bei Fleiß und Sparsamkeit weit glücklicher, als Hellmuth einst in der Mühle gewesen. Er weiß jetzt, was glücklicher macht als Geld und äußerer Glanz, und sagt oft zu seinen Kindern:

„Gott bewahre euch vor Reichtum und Hochmut.“

Das Steinthor.

Der wackere, junge Herzog von Y. will eines Tages verreisen und in acht Tagen wiederkommen. Es ist erst um die fünfte Stunde des Morgens, und er steht schon gestiefelt und gespornt am Fenster mit seinem Kammerherrn und harrt sehnlich, daß der Mohr komme und sage: „Ew. Durchlaucht, es ist alles bereit.“ Indessen redet er mit dem Mann in den kurzen seidenen Hosen dieses und jenes und meint, wenn der Turm über dem Steinthore da drüben nicht wäre, so könnte er aus seinem Arbeitszimmer in den schönen Wiesengrund vor der Stadt hinabschauen. Und vielleicht hatte er auch noch von dem heißen Sommer geredet und von dem Kongreß in Verona. Aber der Mohr streckte bald sein schwarzes Gesicht zu der offenen Flügelthüre herein, als wollte er sagen: „Jetzt, Ew. Durchlaucht!“ und die Audienz hatte ein Ende.

„Wenn nur der Turm auf dem Steinthore nicht wäre!“ diese Rede des Herzogs ging nun seinem Kämmerling im Kopfe herum, wie dem Haman der Jude Mardachai. Und als er heimkam, redete er beim Morgenimbiß mit seinem Weibe Seres und sprach: „Der Herzog hat diesen Morgen niemand rufen lassen, ohne mich, und seine Gnade war groß. Aber an dem allen habe ich kein Genüge, solange ich sehe den Turm stehen über dem Steinthor.“ Da sprach zu ihm sein Weib Seres und seine Töchter Lea und Rahel:

„Man lasse den Turm abbrechen, so wird der Fürst fröhlich sein, wenn er wieder kommt und zum Fenster hinausschaut."

Das gefiel dem Kämmerer wohl, und er begab sich noch denselben Nachmittag auf das Stadthaus, wo die Ratsherren versammelt waren, dieweil ihre Frauen daheim das Haus kehrten mit Besemen von oben bis unten. Allda that er seinen Mund auf und sprach: „Fürsichtige und Hochweise Herren! Der Turm über dem Steinthore ist unserem allergnädigsten Herzog ein Dorn im Auge geworden, und wenn Ihr's erlaubt, so will ich ihn abbrechen lassen, daß unser Herr fröhlich sei, wenn er wiederkommt und sieht den Stein des Anstoßes abgethan."

Solches gefiel aber dem ersten Ratsherrn übel, weil seine Muhme, die Schuhin, ein Losement in dem Turme hatte, und sprach: „Das sei ferne, Herr Kämmerer! Denn das würde einen argen Riß in unsere Stadtmauer geben. Und was sollte es sein, wenn die Hussiten oder Schweden wiederkämen, wie in unserer Stadtchronik das Weitere zu lesen ist?"

Aber es erhob sich dawider der Herr Amtsbürgermeister und sprach: „Stille, Herr Vetter! Ich sage mit Salomo am zehnten: Wohl dir, Land, des König edel ist und des Fürsten zur rechten Zeit essen, zur Stärke und nicht zur Lust. Unser gnädigster Herzog hat uns eine gute Aussicht gegeben durch den guten Beginn seines Regiments; wollen auch wir ihm eine gute Aussicht gönnen aus seinem Stüblein! — Herr Kämmerer, unserer lieben Stadt Säckel ist leer und mag die Kosten des Abbruchs nicht tragen; aber den Turm schenken wir, und Ihr mögt damit schalten, wie Ihr es vor dem Fürsten verantworten könnt."

Des war der Kämmerer froh, und er machte sich auf und ging von dannen schnurstracks zu dem Maurermeister der Stadt und gebot: „Meister Mum, das Steinthor ist dem durchlauchtigsten Herzog ein Dorn im Auge und ein Anstoß geworden, und bis er wieder heimkommt, muß davon kein Stein mehr auf dem andern liegen bei seiner Ungnade. Bestellet noch heut Eure Gesellen, und morgen hebet an zu arbeiten. Ob es auch Sonntag ist, es heißt im Sprichwort: Herrendienst geht über Gottesdienst."

Und als der Sabbat angebrochen war, sehr frühe, da die Sonne aufging, erhob sich der Sohn der Witwe im Turm von seinem Lager und begab sich mit Schurzfell und Hammer zu seiner Mutter und sprach leichtfertig wie Ruben: „Mutter, heute müßt Ihr den Morgensegen alleine beten, und den Pfarrer auf der Kanzel grüßet mir auch recht schön, und saget: Hans Schuh hat heute nicht kommen können, weil Meister Mum seiner begehrt, und Herrendienst gehet vor Gottesdienst."

„Ach, Hans!" rief die Witwe und hielt ihn an seinem weiten Hemdärmel, „ach, gedenke doch des Sabattages, daß du ihn heiligest! Nimm nur einen Segen mit auf den Weg!" Aber der Sohn riß sich von dannen und meinte, es sei eine Schande, seinen Meister im Stiche zu lassen.

Da er weg war, trat der Ratsherr von gestern in das Stüblein der Schuhin und sprach — mit Beschwerde, denn er war ein sehr fetter Mann, gleich Eglon, dem Moabiter, und war dreißig Stufen heraufgestiegen: „Muhme, ziehet aus eiligst, als ob es über Euch brennete! Über ein Kleines, so werden sie Euch die Fensterflügel ausheben und einen Balken hineinlegen, just wo Eure Herzpostille liegt."

„Herr Vetter," versetzte darauf die Witwe, „Ihr scherzet mit Eurer armen Muhme. Es ist ja der Tag des Herrn, und ich muß in die Kirche, und mit der Predigt über die Zerstörung Jerusalems bin ich auch nicht fertig, wie Ihr sehet."

„Ja," antwortetete ungeduldig der Ratsherr, „ich sage Euch, die Zerstörung wird erst anheben. Der Kammerherr, der Ahitophel, läßt Euch den Turm einreißen und fragt nicht erst: willst du gehen oder bleiben? so wenig, als meine Hausehre die Kreuzspinne fragt, der sie das Sommerhäuslein zerreißt mit dem Besen auf einen Strich. Also gebt Euch darein. Der Hausknecht und mein Sohn Balzer werden Euch ausziehen helfen, und Frau Rebekka bereitet Euch eine Stätte in meinem Dachstüblein."

Inzwischen schirren die Knechte in des Herzogs Marstall ihre Rosse und Wagen; Meister Mum wirft mit seinen Gesellen um die Wette die Stangen und Balken und Bretter aus der Rüstkammer auf die Gasse; der Hofschmied thut seine schwarzen Läden auf und bereitet die Klammern; Hanf, der Seiler, richtet die Stricke; Schnell, der Spritzenmeister, besorgt die Feuerleitern, und beim Steinthor kommen sie alle zusammen. Die Rosse wiehern und stampfen, als wollten sie sich nach ihrer Weise berufen auf das uralte Gebot: Sechs Tage sollst du arbeiten und alle deine Dinge beschicken; aber am siebenten Tage ist der Sabbat des Herrn, deines Gottes. Da sollst du kein Werk thun, noch dein Sohn, noch deine Tochter, noch dein Knecht, noch deine Magd, noch dein Vieh, noch dein Fremdling, der in deinen Thoren ist. — Die Balken und Bretter fallen von den Wagen wie Donnerschläge aus den Wolken, dem Apotheker

stürzt mir nichts dir nichts eine Feuerleiter ins Fenster, und wie der Kirchner zum erstenmal läutet, ist es, als sänge ein Rotbrüstlein inmitten von siebenzigmalsieben krächzenden Raben. Alle Kirchenglocken zusammen um neun Uhr hört man besser, aber Schmal, der Hofschneider, und seine Nachbarleute zur Rechten und zur Linken, Schwarz der Hofschuhmacher, und alle seine Hausgenossen unten und oben, und wer sonst noch auf dem Thorplatz wohnt, spricht bei sich selbst: „Läutet nur zu! heute bleibt man schön daheim und lugt, wie es dem Steinthor ergeht."

Aber das muß man sagen, wenn auch Meister Mum über das dritte Wort flucht, so ist er doch ein rüstiger Mann, und um die elfte Stunde steht schon das andere Stockwerk des Gerüstes. Auch gehen seine Gesellen zu Mittag nicht heim, um sich mit einem warmen Süpplein zu stärken, sondern der Kämmerling schickt ihnen Bier aus dem Hofkeller und Brot von dem Mundbäcker. Damit setzen sie sich auf das Gerüste und lassen ihren Wohlthäter hoch leben, und dann auch den Herzog, so daß die Büblein mit dem Katechismus unter dem Arme stehen bleiben und über dem „Vivat hoch!" die Christenlehre vergessen, obgleich ihnen der Herr Collaborator eingebunden hat: „Wer hinter die Kirche geht, der bekommt sieben weniger eins, und mehr, wenn er will. Merkt's euch!"

Und um die achte Stunde des Abends war alles geschehen und das Gerüste vollendet. Die Dohlen flogen um den Turm her und schrieen, als wollten sie protestieren wider den frevelhaften Eingriff in ihre hundertjährigen Rechte; aber niemand kümmerte sich darum. Ein Geselle nach dem andern stieg von dem Gerüste herab. Hans Schuh,

der Witwe Sohn, war noch droben mit einem Kameraden. Er wollte die Dohlen, welche er so lange von unten gesehen hatte, einmal auch in der Nähe betrachten, und ihre saubere Wirtschaft dazu. Darüber erspäht er in einem großen, alten Nest ein glänzendes Ding und neigt sich mit dem ganzen Leib hinüber, daß er den lustigen Tag noch mit einem guten Fund beschließe. Aber das Brett, worauf er mit der Spitze des Fußes stehet, ist nicht angenagelt. Es weicht, und der junge Mensch stürzt hinab aus einer Höhe von einhundertundneunzig Fuß auf das Steinpflaster.

Da liegt er, und siebenmal steht's an seinem zuckenden Leibe geschrieben, das heilige Gebot: Gedenke des Sabbattages, daß du ihn heiligest! — an der tief verwundeten Stirne, und an dem blutigen Haar, und in den starren Augen, und an dem offenen Mund, und an dem zerbrochenen Nacken, und an dem zerschellten Arme und in der Totenfarbe über das ganze Gesicht. Hunderte stehen umher und betrachten die letzten Zuckungen des jungen Lebens, und da und dort murrt und flucht einer, statt für ihn zu beten, über den, der eigentlich schuld daran sei.

Aber auf einmal wird es still. Dann läuft von Mund zu Mund das Wort: „Sie kommt," und der dichte Kreis um den Leichnam macht von selbst eine Gasse, daß die Mutter des toten Jünglings hindurch wanken kann. Sie sinkt auf ihren Sohn hin, und — — Aber, lieber Leser, was soll ich dir weiter berichten? Dein Herz, so es rechter Art ist, sagt dir das andere und mehr, als dem Kämmerling lieb wäre, wenn er es hören müßte.

Das Steinthor wurde abgebrochen, der Herzog kam heim, wie er gesagt hatte, und schaute fröhlich aus seinem

Gemach in den Wiesengrund hinab. Aber als ihm seine Gemahlin nach einiger Vorrede und mit den milden Worten eines christlichen Weibes sagte, diese Aussicht habe ein junges Leben und den einzigen Sohn seiner Mutter gekostet, da wurde sein glänzend Auge noch flammender. Er schalt den Kämmerling und sorgte für die Witwe. Was noch mehr ist, er sperrte von der Stunde an in seinem ganzen Lande für alle Tage des Herrn den Verkäufern ihre Buden und den Wirten ihre Tanzböden und den Beamten ihre Amtstuben.

Gedenke des Sabbattages, daß du ihn heiligest. Sechs Tage sollst du arbeiten und alle deine Werke beschicken; aber am siebenten Tage ist der Sabbat des Herrn, deines Gottes. Da sollst du kein Werk thun, noch dein Sohn, noch deine Tochter, noch dein Knecht, noch deine Magd, noch dein Vieh, noch dein Fremdling, der in deinen Thoren ist. Denn in sechs Tagen hat der Herr Himmel und Erde gemacht, und das Meer, und alles, was darinnen ist; und ruhete am siebenten Tage. Darum segnete der Herr den Sabbattag und heiligte ihn.

LIBRARY OF CONGRESS
00025369609